

Sommerausgabe

Ausgabe Nr. 20, 07. August 2012



Unsere 20. Ausgabe und unseren eineinhalbsten Jahrestag nehmen wir zum Anlass, unsere neugestaltete Homepage zu präsentieren. Wir danken dafür insbesondere unserem Webmaster, der die letzten Wochen liebevoll und geduldig an der Seite und mit uns gearbeitet hat. Sehr gerne könnt ihr uns ein Feedback zur neuen Seite schicken ([redaktion\[at\]kritisch-lesen.de](mailto:redaktion[at]kritisch-lesen.de)).

Wir begegnen den sommerlichen Urlaubsflüchten in dieser Ausgabe nicht mit einem inhaltlichen Schwerpunkt, dafür aber mit einigen Literaturempfehlungen für laue Sommerabende und – wer's klassisch mag und es sich leisten kann – für den Strand. Zu Beginn schreibt Martin Brandt in [„Zu bunt fürs Grau“](#) über die biographischen Auseinandersetzungen Ronald Schernikaus mit der zwar kritisierten, aber auch verteidigten Wahlheimat DDR und dem kapitalistischen Nachbarn. Sebastian Kalicha empfiehlt eine Auseinandersetzung mit der progressiven Rap-Lyrik der Linzer Hip-Hop-Combo TEXTA, deren Texte nun in den [„TEXTA-Chroniken“](#) veröffentlicht wurden, denen der Rezensent nicht nur sozialkritische und politische, sondern auch literarische Qualität bescheinigt. Zu wenig an Reflexion bescheinigt Paul Gensler der deutschen Linken und sieht daher in [„Die Finkler-Frage“](#) von Howard Jacobson eine Möglichkeit, den auf Juden und Jüdinnen projizierten Bildern immer kritisch, aber manchmal auch ironisch beziehungsweise sarkastisch zu begegnen und einen Blick auf jüdisches Leben in der Postmoderne zu richten. Einen Blick zurück wirft Tompa Láska in seiner Rezension [„Die Entdeckung der Biographie“](#) und beleuchtet dabei verschiedene Lebensabschnitte von Harry Mulisch. Innere Zerissenheit, Angst vor dem was kommt und die Einsicht, dass Menschen sich doch immer auch weiter entwickeln können, sind dabei nur einige Eindrücke die das Buch hinterlässt. Franziska Plau sieht in dem Buch [„Begegnungen auf der Trans*fläche“](#) eine gute Gelegenheit, sich mit dem Alltagsleben von Trans*menschen auseinanderzusetzen, ohne, dass bei den Geschichten des Buches der Humor außen vor gelassen würde. Gerlinde Kirma hat sich dem bereits vor einigen Jahren erschienen autobiographischen Roman [„Die kalten Nächte der Kindheit“](#) von Tezer Kiral gewidmet und Jorane Anders hinterfragt mit [„Jungfrau“](#) von Thomas Meinecke religiös fundierte Keuschheit.

Welche unerwarteten Wendungen ein Leben bereithält, zeigt Sebastian Kalicha am Beispiel von Hans und Hedi Schneider. In seiner Rezension [„NS-Terrorjustiz as usual“](#) beschreibt er den Weg dieses österreichischen Ehepaars, das wegen einer Lappalie in die Mühlen der NS-Unrechtsjustiz geriet. Philippe Kellermann weist in seiner Besprechung von [„Nie wieder Kommunismus?“](#) darauf hin, dass trotz des sympathischen Anliegens des Buches es dennoch einen ambivalenten Eindruck hinterlässt. Exemplarisch dafür untersucht er insbesondere einen Artikel des Sammelbandes näher. Ismail Küpeli geht mit [„Vom Scheitern der Gleichung Europäisierung = Frieden“](#) auf die Suche nach dem Umgang mit dem „Kurdenkonflikt“ vor dem Hintergrund der EU-Annäherung durch die Türkei. Heinz-Jürgen Voß widmet sich mit [„Wenn jungen Menschen Hoffnungen genommen werden“](#) der Untersuchung Stefan Wellgrafs der Institution Hauptschule und der „Wertlosigkeit“,

die den Schüler_innen in Gesellschaft und Schule immer wieder eingetrichtert wird. Schließlich widmet sich Sebastian Friedrich der [„Sprache des Neoliberalismus“](#) anhand des Sammelbands „Imagine Economy“.

Wir wünschen Euch einen schönen Sommer und viel Spaß beim kritischen Lesen!

Zu bunt fürs Grau



Ronald M. Schernikau

Die Tage in L

darüber, daß die ddr und die brd sich niemals verständigen können, geschweige mittels ihrer literatur

Ronald M. Schernikau porträtiert die DDR kurz vor dem Fall der Mauer und dem Kollaps der sozialistischen Blockstaaten und erinnert an ihr Versprechen einer besseren aller bisherigen Welten.

Rezensiert von [Martin Brandt](#)

„uwe ist zupackend, spröde, hat lachfalten um die augen, ist immer optimistisch, die größte scheiße kann passieren uwe sagt: das kriegen wir hin. uwes verbalisierungsgrad ist nicht der höchste, das macht er locker mit seiner neugier wett. uwe erschrickt, wenn man seine augen küßt, uwe hat keine ahnung, daß er schön ist. das mindert seine schönheit nur um ein wenig. uwe ist die ddr.“ (S. 200)

Das war die DDR, zumindest diejenige Schernikaus, der sich, bevor sie ihren Bankrott erklärte, als einer der Letzten hat in sie einbürgern lassen. Bereits drei Jahre zuvor durfte er dank des deutsch-deutschen Kulturabkommens als Westdeutscher ein Studium am Leipziger Literaturinstitut Johannes R. Becher beginnen, für dessen Abschluss er einen Teil des Buches als Arbeit anfertigte. Die „tage in l.“ sind jene in Leipzig verbrachten, die aus dem biografischen Kuriosum des Autors schöpfen, in Ostdeutschland geboren, westdeutsch sozialisiert und schließlich in die DDR zurückgekehrt zu sein, um einen „kundschafterroman“ (S. 10) über diese seine DDR und ihre Beziehung zur Bonner Republik schreiben zu können.

Er stand dabei vor dem nicht unwesentlichen Problem, in Zeiten der späten Blockkonfrontation und angesichts aller offen zu Tage getretenen realsozialistischen Zumutungen und Widersprüche, die Notwendigkeit einer kommunistischen Gesellschaft gegen seine inneren und äußeren Kritiker_innen zu verteidigen. Wie „ein schwimmer im becken, der mitten im wettbewerb um die weltmeisterschaft seine mitschwimmer davon zu überzeugen sucht, das wasser sei naß“ (S. 29), dokumentiert Schernikau aufmerksam die verschiedenen Charakterzüge der sowohl unter kapitalistischen als auch sozialistischen Bedingungen zugerichteten Menschen.

Unerbittlich, aber nie moralisierend, legt er dabei das zwischenmenschlich und vor allem zwischenstaatlich Nichtausgesprochene frei, das sich im Verhalten und Denken der Menschen ausdrückt, und bindet es zurück an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse, statt es dem individuellen Versagen zuzurechnen. Schernikau lässt „den“ Westen und „den“ Osten gleichsam als die zwei Nachbarn auftreten, die sie sind, und verhilft ihnen jeweils zu einer Kontur, die in der kleinteiligen Alltagsauseinandersetzung unterzugehen droht.

„der westen hat gelernt zu ignorieren, zu allererst sich selbst. etwas gefällt mir nicht? ignorieren wirs! etwas ist bedrohlich? etwas wird kommen auch ohne mich? vergessen wir die angelegenheit. – die ddr, wenn irgendwo irgendwas nicht stimmt, merkt sie es noch. das ist der sozialismus.“ (S. 47)

Das Stilmittel der Vermenschlichung wird auf den Organismus der politischen Systeme selbst angewendet und die Leid verursachende kapitalistische Struktur in den Mittelpunkt gerückt, der

man als Leser_in mit Schernikau nicht anders als widersprechen kann. So hinterfragen die Schernikauschen Aphorismen und Beobachtungen die Selbstverständlichkeit des Kapitalismus, seine eigenen Ausgangs- und Existenzbedingungen – als da wären die Ausbeutung der Natur als Rohstofflieferantin und des Menschen als Arbeitskraftbehälter – zu verschleiern und sich als alternativlos zu setzen. Indem er Alltagsrede aus ihren sozialen Kontexten herausschneidet, sie komprimiert und in einen größeren Text- und Sinnzusammenhang montiert, ringt er einer auf dem ersten Schein zufälligen Alltagsbanalität objektiven Wert ab und expliziert an ihr, wohin gewisse Haltungen, konsequent zu Ende gedacht, führen:

„in der brigitte stand einmal die schöne bemerkung, über das ozonloch seien sich die wissenschaftler noch uneinig. das ist der pluralismus! irgendeiner findet sich immer, der das gegenteil von irgendwem anders sagt, und damit ist es dann auch erledigt. – zwar hat nichts einen inhalt, aber es ist alles machbar. du bist an allem selber schuld“ (S. 33)

Ohne Zweifel ist für Schernikau die DDR die Alternative, deren Vorteil sich nicht zuletzt aus dem Vergleich mit dem kapitalistischen Nachbarn ergibt. Ihr huldigt er, sie überhöht und verklärt er je nach Anlass zu Zwecken des aufrichtigen Lobs oder der schlichten Provokation. Weil er, wie er 1990 auf dem Kongress der Schriftsteller der DDR verlautbarte, die Dummheit der Kommunisten für kein Argument gegen den Kommunismus hält, erträgt er ihre ökonomischen Schwächen und Mängel, die er für abschaffbare hält. Diese politische Haltung, die der marxistischen Einsicht trotzt, dass die DDR den Antagonismus von Kapital und Arbeit lediglich modifizierte und nicht aus der Welt schaffte, entspringt einer zutiefst persönlichen, mithin ästhetischen Entscheidung, sozusagen einer Ästhetik des Lobs. Im Gegensatz zu dem zehnjährigen Flaubert, der, auf dem Sofa seiner Tante sitzend, „die tante ankuckt und denkt: meine güte ist die dumm, das muß ich sofort aufschreiben“, war Schernikaus Anliegen seit jeher, „das gelungene, wenn es denn einmal irgendwo aufschien, es nicht zu verlieren“ (S. 15).

Wenn es Aufgabe der Literatur ist, Leser_innen eine mögliche Haltung zur Welt anzubieten, dann vermitteln „die tage in l.“ heutzutage eine unerschütterliche Zuversicht, die sie aus der alten Erkenntnis ziehen, dass die Verhältnisse, in denen die Menschen zu leben haben, seit jeher von ihnen selbst hergestellt werden und somit veränderbar sind. Im Volk und Kapital wiederversöhnenden Einheitstaumel schillerte Schernikaus Optimismus leider zu grell, als dass er gesehen worden wäre.

Ronald M. Schernikau 2009:

Die Tage in L. darüber, daß die ddr und die brd sich niemals verständigen können, geschweige mittels ihrer literatur.

Konkret Literatur Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-89458-206-7.

213 Seiten. 15,00 Euro.

Zitathinweis: Martin Brandt: Zu bunt fürs Grau. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1041>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Progressive Rap-Lyrik



Texta

Die Texta-Chroniken 1993-2011

Progressiver Hip Hop mit anspruchsvollen Texten: Die „TEXTA-Chroniken“ sind eine Zelebration linker und fortschrittlicher Hip-Hop-Kultur und haben zudem literarischen Wert.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Hip Hop ist für progressiv und links denkende Menschen bisweilen ein ziemliches Ärgernis: frauenverachtende, machistische, homophobe und sexistische Lyrics, unglaublich nerviges zur Schau stellen von materiellem Reichtum (gerne in Form von teuren Autos, allerhand Schmuck oder schlicht Bargeld in rauen Mengen), bis in die Lächerlichkeit aufgeblasene Egos und dementsprechend unerträgliches Gehabe. Aus welchen Gründen auch immer, aber Derartiges ist offenbar angesagt und vielleicht noch wichtiger: Es lässt sich jede Menge Geld damit verdienen. Kann man Hip Hop also den Sexisten, KapitalistInnen und BrillantohrringträgerInnen überlassen, wo die Rollenverteilung jene ist, dass die Frauen mit dem Hintern wackeln und die Männer eben darüber rappen während sie auf den Rückbänken von teuren Autos mit Geldscheinen um sich werfen? Und ist es zuviel verlangt, anspruchsvolle Hip-Hop-Lyrics fernab dieser sceneüblichen Motive zu verlangen?

Hip Hop und Politik – ein Exkurs

Zum Glück können oben in den Raum gestellte Fragen verneint werden, auch, wenn die bewusst spitz formulierte Charakterisierung des Mainstream-Hip-Hops leider all zu oft genau so zutrifft und von vielen willig nachgeäfft wird. Das gesamte Genre ist aber dennoch sicher nicht in den eben geschilderten Topf der Reaktionäre zu werfen. Schon die Entstehungsgeschichte in den African-American-Communities in den USA hat einige interessante politische Implikationen, auch, wenn der Mainstream-Hip-Hop aus dem Mutterland dieses Genres mittlerweile durch die Bank so konformistisch und unerträglich ist wie Christina Aguilera und Justin Bieber. Die Rolle des Hip Hops – hier des sog. „Gangster-Raps“ – in African-American-Communities in den USA wird zum Beispiel von Black-Panther-AktivistInnen auch kritisch analysiert. So meint beispielsweise Geronimo ji-jagga Pratt, dass, als „die BPP [Black Panther Party] vom Staat zerschlagen wurde“ sich die Vorbilder der Jugendlichen in der Folge änderten. Nun waren es die „Zuhälter und Drogendealer“ und in weiterer Folge die „Entstehung der Gangs und der damit einhergehenden Gangstermentalität“, die anstellen einer „revolutionären, fortschrittlichen Identität“ trat. „Das war genau das, was die US-Regierung erreichen wollte“ schlussfolgert er. (Pratt zit. n. Redaktionskollektiv „Right On“ 1993, S. 64) Der US-amerikanische Gangster-Rap hat hier sicher viel zu dieser neuen Identitätsbildung beigetragen, sind doch noch heute eben diese geschilderten Motive in den dementsprechenden Lyrics (auch außerhalb der USA) omnipräsent und positiv konnotiert.

Wie dem auch sei: Anspruchsvoller linker Hip Hop – um den es hier ja gehen soll – ist existent, lediglich suchen muss man ihn etwas intensiver. Zudem ist er ein globales Phänomen: sei es nun [Anarchist Academy](#) aus dem Sauerland, [Combat Wombat](#) aus Melbourne, [Mr. Lif](#) aus Boston oder

[Drowning Dog & Malatesta](#) aus San Francisco – gut gemachte Rapmusik mit progressiven Texten ist unter dem großen Haufen reaktionärer Reime und nerviger Selbstinszenierung durchaus zu finden. Mittlerweile gibt es sogar anarchistische Hip-Hop-Festivals und -Plattenlabels – etwas, das man sonst eher aus der Hardcore/Punk-Ecke kennt. Ein weiterer Hoffnungsschimmer für FreundInnen von gutem, progressivem Hip Hop – und hier kommen wir nun zu dem zu besprechenden Buch – ist auch die Formation TEXTA aus Linz (Oberösterreich), die soeben ihre Lyrics aus den Jahren 1993-2011 in ihren „TEXTA-Chroniken“ veröffentlicht hat – Texte, die neben ihrem politischen Anspruch durchaus auch literarische Qualität haben.

Das TEXTA-„Textuniversum“

Konzentriert man sich auf die politischen Texte von TEXTA (bestehend aus den MCs Huckey, Laima, Skero und Flip sowie DJ Dan), so findet man immer wieder sozialkritische Lyrics, die sich unter anderem gegen Gewalt und Faschismus, Sicherheits- und Überwachungswahn, gegen die Musikindustrie und profitorientierte Majorlabels (sowie die dazu gehörigen, beliebig austauschbaren Klon-InterpretInnen und -Bands) oder ganz generell gegen einen unzumutbaren Status quo richten. Erwähnenswert sind hier Tracks wie „Widerstand“, der im Jahr 2000 anlässlich der neu gebildeten rechts-konservativen ÖVP-FPÖ-Regierung aufgenommen wurde. [Das dazugehörige Video](#) ist eine wunderbare Reminiszenz an die massive Widerstandsbewegung, die sich damals in Österreich bildete, inklusive legendärer Aktionen wie der Tortung des FPÖ-Politikers Hilmar Kabas, der „Ausländer raus!“-Aktion von Christoph Schlingensiefel und der Auftritt des Schauspielers Hubsi Kramar als Adolf Hitler beim Wiener Opernball.

TEXTA ist zwar eine politische und sozialkritische Band – und diese Rezension legt augenscheinlich großes Augenmerk auf den politischen Gehalt ihrer Lyrics –, es wäre aber falsch den Eindruck zu erwecken, dass sich alles nur um politische Themen dreht. Derartiges spielt zwar eine gewichtige Rolle, ist aber nur Teil eines viel breiter gefächerten Themenspektrums. Und zudem ist im Hip Hop ja auch das Nichtsagen von Dingen ein politisches Statement, wenn man sich also bestimmter Motive bewusst nicht bedient: und TEXTA-Lyrics kommen völlig ohne Chauvinismus aus! Hier ist also die Abstinenz derartiger Zeilen schon als politische Ausrichtung zu werten. Unter anderem im Track „Nachricht von Dan“ wird ganz offen gegen den szeneimmanenten Chauvinismus Stellung bezogen und anstelle des Siegertyps spielen in TEXTA-Lyrics auch mal sozial Benachteiligte die Hauptrolle (zum Beispiel „Willkommen im Club“). Wenn in einem Text einmal die szenetypische Prahlerei zelebriert wird (wie in „So gut wie ich“), dann schicken sie in der kurzen Erläuterung, der sich nach jedem Text findet, sympathischerweise auch gleich hinterher, dass das Ganze ein „nicht ganz erst gemeinter Versuch [war], sich in dieser Disziplin zu üben“ (S. 67). Lediglich im Text des Liedes „Daha Daha“ findet man teilweise an den Mainstream-Hip-Hop rekurrierende männliche Sexualphantasien, wobei Huckey hier den Pokal für den emanzipatorischsten TEXTA-MC erhält, da er sich, laut der Erläuterung am Ende des Textes, weigerte, bei so einem Track mit zu rappen. Bravo Huckey!

Viele der Texte erzählen verschiedene reale oder völlig surreale Geschichten, sind melancholische Reflexionen über dieses und jenes oder lassen einfach nur den Hip Hop hoch leben. Ein qualitativer Sprung in der literarischen Qualität der Texte ist ab dem dritten Album „gegenüber“ aus dem Jahr 1999 zu erkennen. Auch sie selbst schreiben von einem „Reifeprozess“ in dem die „Songkonzepte [...] ausgereifter“ (S. 71) wurden. Schöne Beispiele für anspruchsvolle Inspirationsquellen sind hier unter anderem Tracks wie „Kanten“, in denen die vier kantischen Fragen „Was kann ich wissen?“, „Was soll ich tun?“, „Was darf ich hoffen?“ und „Was ist der Mensch?“ von den (passenderweise) vier MCs in einem Rapsong behandelt werden. Bert Brecht, Ödön von Horvath und Ernst Jandl dienten ebenfalls in der einen oder anderen Art und Weise als Ideengeber für Songs. Hier entpuppen sich die TEXTA-Lyrics als ein Dreiergespann aus Lyrik, Politik und Philosophie – sehr schön! Auf späteren Alben begaben sie sich auch in die Gefilde des Mundart-Raps und prüften somit ihren oberösterreichischen Dialekt auf seine Raptauglichkeit. Kooperationen wie jene mit der oberösterreichischen Volksmusik/Hip Hop/Punk/Blues-Band (ja,

das geht alles zusammen ...) Attwenger, die seit jeher ihren Songs Dialekt-Lyrics verpassen, waren da eine logische Konsequenz. Hier scheint eine innovative Indy-Musikszene literarisch an die Tradition eines H. C. Artmann und anderen DialektpoetInnen anzuknüpfen.

Kabinenparty mit Sido

Doch leider ist auch im TEXTA-Universum nicht alles wunderbar. Dass Bands wie TEXTA ebenso nicht gänzlich vor der Mainstream-Falle sicher sind, zeigt der „Sommerhit“ von TEXTA-Mitglied Skero mit Namen „Kabinenparty“ (kein Link an dieser Stelle). Man wird sehen, ob sich derartige Ausflüge in das Reich des Kommerzes und der „Hitradios“ wiederholen oder nicht. Fairerweise muss man aber hinzufügen, dass das genau genommen auch kein Song von TEXTA als Band war (und somit auch nicht Teil des Buches ist), es aber trotzdem unweigerlich Teil der TEXTA-Biografie ist. In einem Interview deutete Skero aber einmal an, dass die anderen TEXTA-Mitglieder offenbar nicht so glücklich über diesen „Sommerhit“ waren, was wohl auch Huckey meint, wenn er schreibt, dass derartige Partykracher auf Skeros Soloalbum für „Diskussionen und Kontroversen“ (S. 252) sorgten.

Dass man in dem Buch auch Sido (ja, *der* Sido ...) abgebildet findet, da er für einen Track mit TEXTA zusammengearbeitet hat, lässt einen auch nicht gerade wenig staunen. Man fragt sich, wie ein derartiger Rapper, der ganz eindeutig in die eingangs erwähnte reaktionäre Ausrichtung des Hip Hops gehört, es schafft mit einer prinzipiell recht progressiven Band wie TEXTA zusammenzuarbeiten. Wobei, es wird erwähnt, dass er damals noch zu der Masse völlig unbekannter Rapper gehörte und erst nach dieser Kooperation den Durchbruch als böser Bube des deutschen Raps schaffte. Berühmt oder nicht: Dass er damals zu den Progressivsten in der Berliner Rap-Szene gehörte, darf bezweifelt werden. Zu dieser Kooperation habe ich eine dazu im Widerspruch stehende Passage aus dem Frühwerk von TEXTA gefunden: „Denn: Prinzipiell gibt's Respekt für jeden, solange er nicht anfängt, Blödsinn zu reden.“ (S. 22) Aber zumindest macht sich Huckey ganz offen über den „sogenannten ‚deutschen Gangsterrap‘ mit Härtegrad 10, Tendenz steigend“ (S. 113), den er zudem völlig zurecht als „Schwachsinn“ (ebd.) bezeichnet, lustig und die Lyrics zu „Der letzte Schrei“ sind ebenfalls überdeutlich was dieses Phänomen anlangt. Umso deplatziert wirkt Sido in dem Buch und bei TEXTA. Skurrilerweise ist Sido auf einer Seite direkt unter dem höchst sympathischen linken Schriftsteller und Regisseur Kurt Palm abgebildet. Wie sich der arme Kurt Palm jetzt wohl fühlt? Aber gut, nicht jede Leiche im Keller ist gleich ein Weltuntergang. Zuviele sollten es halt nicht werden.

Trotzdem: Das Buch ist eine Zelebration linker Hip-Hop-Kultur, die sich politisch engagiert zeigt, chauvinistischem Szenegehabe die kalte Schulter zeigt und einfach nett zu lesen ist. Achja, und die Musik ist übrigens auch super, aber die müsste mal bei dem noch zu startenden Projekt kritisch-hören.de besprochen werden.

Zusätzlich verwendete Literatur:

Redaktionskollektiv „Right On“ (Hg.) 1993: Black Power. Interviews mit (Ex-)Gefangenen aus dem militanten Schwarzen Widerstand. Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv

Texta 2012:

Die Texta-Chroniken 1993-2011.

Milena Verlag, Wien.

ISBN: 978-3-85286-222-4.

300 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Progressive Rap-Lyrik. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1042>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Fragen über Fragen



Howard Jacobson
Die Finkler-Frage



Howard Jacobson liefert mit seinem Roman eine erstaunliche Reflexion über jüdischen Antizionismus und israelbezogenen Antisemitismus – vielleicht einer der kunstvollsten zeitgenössischen jüdischen Beiträge zum „Nahostkonflikt“.

Rezensiert von [Paul Gensler](#)

Der Roman erzählt einen Ausschnitt aus der langjährigen Freundschaft dreier Männer im heutigen London. Julian Treslove verlor seine Stelle als Redakteur bei der BBC und verdient sich nun einen knapp ausreichenden Lohn als Prominentendouble. Seine Idealvorstellung einer Liebesbeziehung beschreibt er wie folgt: „Sie ließ ihn nicht wegen einem anderen sitzen, sagte auch nicht, sie könne ihn oder ihr gemeinsames Leben nicht mehr ertragen, sie schied dahin in einem perfektionierten Traum tragischer Liebe.“ (S. 10) Die Realität sieht jedoch deutlich anders aus: Seine beiden Ehefrauen und ebenso alle anderen Partnerinnen ließen ihn sitzen, da sie ihn nicht mehr ertrugen und dazu ist er noch Vater zweier Kinder, die er kaum kennt. Samuel Finkler ist ein verheirateter und überaus erfolgreicher Moderator einer Fernsehphilosophiesendung. Libor Sevcik ist leidenschaftlicher Witwer und verfasst Bücher über die ihm bekannte Hollywoodprominenz.

Der absolute Unterschied zwischen den ohnehin sehr verschiedenen Freunden ist die Tatsache, dass sowohl Finkler und Sevcik Juden sind. Treslove hingegen „war, wer er war. Julian Treslove. Junggeselle seiner Gemeinde. Goi. Genug. Längst genug.“ (S. 211)

Ein Überfall führt Tresloves krampfhaftes Identitätssuche schließlich zu einem vorläufigen Ende. Eine Frau nimmt ihm seine Wertsachen ab und raunt ihm ein Wort ins Ohr, dessen Bedeutung er sich in der folgenden Zeit zu erschließen versucht. *Jules, jewel, you, your, your jewels, you 're, you 're Jules, Jew, you Jew oder you 're Jew* sind dabei mögliche Varianten. Seine eigene Erwartungshaltung erfüllend kommt er schließlich zu dem Schluss: „Nein zu Juwelen, nein zu Jules, nein zu Jule und ja zu Jud. Du Jud.“ (S. 84) An dieser Stelle wird deutlich, wie viel von dem ausgefeilten Wortwitz des Romans in der deutschen Übersetzung leider verloren geht.

Nicht-jüdische Aneignung des Leidens

Parallel zu Tresloves Entdeckung „seines Jüdischseins“ wird Finkler Mitbegründer der *ASCHandjiddn* – im englischen Original *ASHamed Jews*. Die *ASCHandjiddn* sind eine Gruppe antizionistischer, intellektueller Juden und Jüdinnen, die versuchen Öffentlichkeitsarbeit gegen die Besatzung der palästinensischen Gebiete, rassistische Politik und schließlich gegen den Staat Israel selbst zu machen.

Jacobson überzeichnet seine Charaktere ganz bewusst. Finkler ist über weite Teile des Romans als eine überspitzte Persiflage Noam Chomskys zu lesen. Treslove hingegen versucht jüdischer zu werden als seine gesamte jüdische Umgebung und überlegt sogar Rabbi zu werden, „falls er es je bis zum Juden schaffte.“ (S. 283)

Eben jenes Bestreben seiner eigenen identitären Judaisierung äußert sich in überaus anekdotischen Bemerkungen: „Ein Stück die Straße hinunter spielt im Jüdischen Kulturzentrum eine kleine Klezmerband zu einem jüdischen Tanzabend auf. Wollen wir da hin?“ (S. 234) Tresloves Verhalten und Überfixierung auf alles Jüdische wird von seinen Mitmenschen meist mit Desinteresse oder freundschaftlichem Spott aufgenommen. Seine spätere *jüdische* Partnerin stellt indes fest:

„War das im Grunde alles, worum es ihm bei seiner Faszination fürs Jüdische letztlich ging, fragte sie sich, diese Suche nach einer Identität, die über mehr tief sitzenden Trübsinn verfügte, als er mit seinem Genpool aufzubringen vermochte? Wollte er die ganze verdammte jüdische Katastrophe? Er wäre natürlich nicht der Erste. Man konnte die Welt einteilen in solche, die Juden töten, und in solche, die Juden sein wollen. Die schlimmen Zeiten waren die, in denen die Ersteren die Letzteren überwogen. Aber irgendwie war das auch ganz schön frech. Richtige Juden mussten leiden für ihr Leid.“ (S. 320; Hervorhebung P.G.)

Die Aneignung jüdischer Identität durch Treslove wird durchgehend stark sarkastisch dargestellt. Selbst die ihn umgebenden Juden und Jüdinnen sind ihm nie jüdisch genug und ernten dafür scharfe Kritik von ihm. Treslove wird somit zur Symbolfigur eines Philosemitismus, der ausschließlich dem Wunsch nach Identitätsfindung geschuldet ist. Dies ist die eine Seite der Projektion auf Juden und Jüdinnen, die sich vor allem kulturell und viel weniger politisch oder aktivistisch darstellt. Diese kulturelle Aneignung durch einen weißen, männlichen Goi wird im Roman auf äußerst ironische Art und Weise als Suche eines privilegierten Subjektes nach einer diskriminierten Identität entlarvt. Tresloves Verlangen nach strukturellem Leiden zeigt deutlich eine mögliche Ursache des Philosemitismus auf.

Fiktionale Streitkultur

„Die Finkler-Frage“ lebt eindeutig von den Dia- beziehungsweise Monologen der Charaktere. Die Handlung des Romans rahmt diese auf eindrucksvolle Weise, steht jedoch selbst nicht im Fokus. Es handelt sich um ein elementar politisches Werk. Gerade in den Gesprächen der Charaktere werden unterschiedlichste Positionen zur Existenz Israels, Zionismus, Anti- und Philosemitismus, Jüdisch-, Weiß- und/oder Männlichsein verhandelt. Die Rahmenhandlung dieser Reflexionen und Diskussionen stellt vor allem die gewalttätige Realität des Antisemitismus für die jüdischen und die als jüdisch markierten Charaktere des Romans dar. Immer wieder fließen Schilderungen von psychischen und physischen Übergriffen sowie Hakenkreuzschmierereien in die Geschichte ein. Daneben beschreibt sie – oft durch die ironisch überspitzte Darstellung von klaren Stereotypen – wichtige oder zumindest interessante Aspekte jüdischen Lebens in London, wie beispielsweise die Bedeutung von Amy Winehouse für die Popmusik und die jüdische Community.

„Die Finkler-Frage“ ist der jüngste Roman Howard Jacobsons und zudem der einzige ins Deutsche übersetzte. Im Jahre 2010 wurde er dafür mit dem Booker-Prize ausgezeichnet. Jacobson stammt aus einer jüdisch-britischen Familie und wurde 1942 geboren. Er selbst bezeichnet sich als kultureller Jude und bevorzugt die Benennung als „jüdische Jane Austen“ anstatt als „englischen Philip Roth“. Innerhalb der letzten 20 Jahre verfasste er elf Romane.

Israelbezogener Antisemitismus, jüdischer Selbsthass und Aneignung

„Kann keine Schlechtigkeit mehr gegen irgendeinen Juden irgendwo begangen werden, die sich nicht mit Gaza rechtfertigen ließe?“ (S. 223)

Der Antisemitismus und die Auseinandersetzung mit diesem ist im Roman voranging auf den Staat Israel, beziehungsweise dessen Existenzrecht, bezogen. Es gibt kritische Ausführungen zu „kapitalismuskritischem“, strukturellem Antisemitismus, jedoch liegt der Fokus ganz deutlich auf

jüdischem Antizionismus und den Reaktionen auf diesen.

Finkler wird an dieser Stelle zum Stellvertreter des sogenannten akademischen – also nicht des ultraorthodox-religiösen – „jüdischen Selbsthasses“ erkoren. Er und “[s]eine jüdischen Antisemitenfreunde“ (S. 255) der *ASCHandjiddn* erklären die *Schande* zum Leitmotiv ihrer Arbeit und der eigenen Identität. Aus ihrer Kritik an der Politik des israelischen Staates – meist benannt als „Apartheid“ – ziehen sie einen Hass auf alles Jüdische, weil es sich ihrer Meinung niemals von Israel trennen ließe. Immer wieder muss sich dieses Kollektiv jedoch selbst mit den Grundannahmen der Gruppe auseinandersetzen: „Würden wir uns *ASCHandjiddn* nennen, wenn sich unsere Kritik gegen Burma oder Usbekistan richtete?“ (S. 209) Jacobson spielt in der Darstellung Finklers mit dem einseitigen Fokus der „Kritik“ auf Israel, der gerade in der deutschen Linken so unglaublich symptomatisch ist. Diese einseitige (akademisch-)aktivistische Kritik an Israel wird hierbei vor allem durch Finklers Frau hinterfragt: Der israelische Staat „sei durch einen Akt brutaler Landnahme begründet worden. Für welchen Staat aber gilt das nicht, fragte Tyler und erwähnte die I[...] Nordamerikas sowie die australischen Ureinwohner.“ (S. 389) Sie ist es schließlich auch, die Finklers Antizionismus als die erwähnte andere Seite der Projektion auf Juden und Jüdinnen beschreibt:

„Wohin er auch schaut, ob nach Jerusalem, Stamford Hill oder Elstree, sieht er Juden, die nicht besser oder schlechter als andere Menschen leben. Und da sie nicht über alle Maßen gut sind, folgt daraus – nach seiner extremen jüdischen Logik –, dass sie über alle Maßen schlecht sind! So [...] klammert er sich mit aller Arroganz an das Prinzip, dass Juden da sind ‚zum Lichte der Heiden‘ (Jesaja 42:6), oder aber sie verdienen es nicht zu existieren.“ (S. 385; Hervorhebung P.G.)

Die daraus erwachsene Vorstellung, Israel müsste aufgrund der ewig langen Verfolgungsgeschichte der Juden und Jüdinnen einen besseren, vollkommenen Staat darstellen, findet sich in unzähligen Bewertungen. Doppelte Maßstäbe werden hierbei auf eine künstlich überhöhte Projektionsfläche angesetzt, um daraus eine Dämonisierung abzuleiten, die allzu oft in eine Delegitimierung dieses einen Staates münden. Der jüdische Antizionismus wird im Roman ausführlich dargestellt und von vielen – nicht nur von jüdischen – Charakteren in Frage gestellt, jedoch weder komplett abgelehnt noch ausnahmslos befürwortet. Sehr deutlich stellt das Werk aber in der Person Finklers eine Absage an die Aneignung des Antizionismus durch weiße, europäische Nichtjuden und -jüdinnen dar:

„Ja, wie können Sie auch nur denken, Sie dürften den Juden sagen, in was für einer Art Land sie leben sollen, da es doch europäische Nicht-Juden wie Sie waren, die ein separates Land für Juden erst notwendig gemacht haben? Was also gestattet es Leuten, die selbst Rassisten sind, mit dem Finger auf den Rassismus anderer Leute zu zeigen? Nur von einer Welt, von der Juden glauben, sie hätten vor ihr nichts zu befürchten, werden Juden willens sein, Lektionen in Sachen Menschlichkeit zu lernen. Bis dahin kann man das Angebot des jüdischen Staates, allen Juden der Welt Sicherheit zu gewähren – ja, in erster Linie den Juden – vernünftigerweise wohl kaum als rassistisch bezeichnen, mag es auch parteilich sein. Ich kann verstehen, wenn ein Palästinenser sagt, ihm käme das rassistisch vor, aber auch er ist Erbe einer Geschichte, randvoll mit Verachtung für Menschen, die anderen Glaubens sind. Sie aber, meine Dame, kann ich nicht verstehen, denn Sie stehen hier als mitfühlende Seele, als von Gewissensbissen geplagte Vertreterin eben jener Welt der Nicht-Juden, aus der Juden ohne ihr eigenes Verschulden seit Jahrhunderten fliehen mussten.“ (S. 337 Hervorhebung P.G.)

Jacobson führt hier literarisch das Phänomen des Schuldabwehrantisemitismus beziehungsweise sekundären Antisemitismus ein. Unter dem Motto „Die Deutschen werden den Juden Auschwitz niemals vergessen“ oder aber „Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz“ versteckt sich in eben diesem nicht-jüdischen „Antizionismus“ eine Judenfeindschaft, die Juden und Jüdinnen unausgesprochen vorwirft, die Shoa überlebt zu haben und dadurch auf dieses ungeheure

Verbrechen aufmerksam zu machen oder gar bis heute daraus zu profitieren. Jacobson stellt diese Form des modernen Antisemitismus in einen größeren Kontext der jahrhundertealten Verfolgung von Juden und Jüdinnen in Europa. Die Ablehnung dieser Aneignung einer, für Teile der jüdischen Charaktere des Romans legitimen, (nicht israelischen) jüdischen Einmischung in die Gestaltung des israelischen Staates durch nicht-jüdische *weiße* Europäer_innen wird verbunden mit einem „kritischen Verständnis“ für palästinensische Befreiungsbewegungen. Sehr deutlich kommt dies wiederholt bei der – gerade für *weiße*, vielleicht vor allem deutsche Linke bedeutsamen, Bewertung der Kūfiya, also des sogenannten „Palästinensertuches“, zum Ausdruck:

„Es machte ihm Angst. [...] Wer das Tuch trug, gab ein aggressives Statement ab, von Recht oder Unrecht zunächst einmal ganz abgesehen. Für einen Palästinenser war es in Ordnung das Tuch zu tragen, sagte Libor, ein Palästinenser hatte nach dem Gesetz des Leidens ein Recht auf seine Aggression. Ein Engländer symbolisierte damit lediglich das Verlangen, sich eine fremde Problematik anzueignen, gepaart mit einer Simplizität, die es so nie gegeben hatte.“ (S. 276)

Jacobson zeigt damit aus britischer Perspektive vieles von dem auf, was der linkszionistische israelische Autor Amos Oz den deutschen Leser_innen in seinem Essay „Israel und Deutschland“ präsentierte.

Der im Roman oft untergehende „alte, tschechische Reaktionär“ (S. 234) Libor Sevcik avanciert in den dargestellten Auseinandersetzungen zur personifizierten Moral Jacobsons. Er steht somit für ein jüdisches Selbstbewusstsein, das sich der eigenen Position bewusst ist, jedoch auch darüber hinaus eine Identität entwickelt. So findet sich das Motiv des Leidens im Falle Sevciks vor allem in der Trauer um seine verstorbene Ehefrau.

Nicht „nur“ Antisemitismus: Weißsein und Männlichkeit

Anzumerken ist, dass es in dem Roman keine palästinensischen Positionen zum „Nahostkonflikt“ gibt, sondern ausschließlich Bemerkungen *über* jene. In dieser Einseitigkeit ist, trotz möglicher gegensätzlicher Lesart, vielleicht eine der Stärken des Werkes zu sehen. Jacobson setzt seine inhaltliche Kritik gestalterisch in die Tat um, indem er explizit darauf verzichtet, die Lage in der Region durch scheinbar reelle, fiktive Positionen zu bewerten und dadurch Stimmen und Positionen anzueignen, die er nicht teilt oder teilen kann. Im Gegenzug gibt es auch keine israelischen Charaktere in dem Roman. Israel und der „Nahostkonflikt“ werden als reine Projektionsfläche der jüdischen und nicht-jüdischen europäischen Charaktere gezeichnet, auf der sich diese diskussionsartig austoben. Dabei stoßen eben jene wiederholt auf die Tatsache, dass sie, ihre Positionen, ihre Umgebung und ihre Sozialisation rassistisch sind. Es entsteht im Laufe des Romans eine Tendenz, die eine gewisse Solidarität gegen *weiße*, nicht-jüdische Europäer_innen konstruiert. Die Stoßrichtung der Kritik ist sehr deutlich und wundervoll umgesetzt. Jacobson rückt statt dem ewigen Dichotom Antisemitismus gegen Rassismus das äußere, sonst meist unbenannte Dritte in den Fokus der Bewertung und eröffnet somit eine kaum beachtete Betrachtungsweise des Konfliktes.

Alle drei Hauptcharaktere des Romans sind Cis*Männer. Frauen treten als Ehefrauen und Geliebte auf. Trotz allem wird Männlichkeit im Werk beständig reflektiert und versuchsweise dekonstruiert. Sehr deutlich und literarisch brillant vermittelt tritt dies in Tresloves Auseinandersetzung mit der religiösen Beschneidung zu Tage. Sein unbeschnittener Penis ruft in ihm eine Art männlichen Penisneid hervor. Weite Teile seiner Sehnsucht nach Jüdischsein sind ungemein sexualisiert. Der beschnittene Penis wird so zu Tresloves Ideal einer besseren, erfolgreicherer Männlichkeit – zumindest für eine Weile.

Fazit

„Ein großartiger Roman, den nur ein Jude schreiben konnte,“ verkündete die „Literaturzeit“ des

Radio Bremen anlässlich ihrer Besprechung des Werkes. Herausheben soll diese Aussage die markante Leichtigkeit mit der sich Jacobson der äußerst gewichtigen Thematik zu nähern scheint. Wie erwähnt, zeichnet sich der Roman vor allem durch inhaltlich tiefe und stilistisch grandios ausgearbeitete Dialoge aus. Auch wenn eine fesselnde Rahmenhandlung manchen Leser_innen fehlen könnte, überzeugt das Werk durch Authentizität und Glaubwürdigkeit. Kleine sprachliche Feinheiten runden die Erscheinung ab, auch wenn Teile davon in der Übersetzung verloren gingen. Ein Hauptmotiv des Romans ist das *Leiden* in seinen verschiedenen abstrakten Formen. Die inhaltliche pessimistische Tristesse wird durch die wortwitzigen Dialoge beständig konterkariert und aufgelöst. Nebenbei handelt es sich bei „Die Finkler-Frage“ um ein ausgesprochen kluges Buch, das gerade für die deutsche Linke von großer Bedeutung sein könnte oder vielmehr sollte. Mit außerordentlich viel Ironie und Sarkasmus schreibt Jacobson gegen auf Juden und Jüdinnen projizierte Bilder an und vermittelt damit auf angenehm unakademische Weise eine tiefgehende Reflexion um jüdisches Leben in der Postmoderne.

Howard Jacobson 2011:

Die Finkler-Frage.

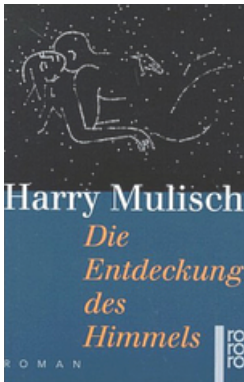
Deutsche Verlags-Anstalt, München.

ISBN: 978-3421045232.

448 Seiten. 22,99 Euro.

Zitathinweis: Paul Gensler: Fragen über Fragen. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1043>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Die Entdeckung der Biographie



Harry Mulisch

Die Entdeckung des Himmels

„Die Entdeckung des Himmels“ gilt als Harry Mulischs bestes und vielseitigstes Buch und setzt sich mit vielen „Themen unserer Zeit“ kritisch auseinander.

Rezensiert von [Tompa Láska](#)

Harry Mulisch, der im Oktober 2010 verstarb, gehörte zu jenen Autoren, die in vielen ihrer Werke auch immer biographische Momente durchblitzen ließen. Freilich liegt dies vielen Schriftsteller_innen nicht fern, aber nur einige haben eine so von Gegensätzen gezeichnete Familiengeschichte, die dazu auch noch die jüngste europäische Geschichte in sich trägt. Er selbst behauptete von sich: „Ich bin der Zweite Weltkrieg.“ (FAZ, 31.10.2010) Gemeint ist damit, dass Mulisch als Ergebnis der Ehe einer jüdischen Bankierstochter aus Frankfurt und eines ehemaligen österreichischen Offiziers 1927 in eine Welt hineingeboren wurde, die schon wenig später die „europäische Katastrophe“ und somit den Konfliktstoff vieler seiner Werke offenbarte. Als „Arisierer“ jüdischen Vermögens stellte Mulischs Vater die Täterseite während der deutschen Besatzung der Niederlande dar. Auf der anderen Seite konnte er aus seiner privilegierten Stellung dafür sorgen, dass der junge Harry und seine Mutter, von der er sich bereits 1936 scheiden ließ, überleben konnten. Diese Ambivalenz und Differenziertheit der Personen spielen in Mulischs Werken eine besondere Rolle. Niemand ist eindimensional und alle entwicklungsfähig.

Besonders bei einem der Hauptprotagonisten, Max, lassen sich diese biographischen Parallelen zum Autor bereits im ersten Teil des Buches erschließen. Max' Vater war ehemaliger österreichischer Offizier und später verurteilter Kriegsverbrecher, die Mutter Jüdin. Anders als im echten Leben rettete der Vater die Mutter nicht, sondern denunzierte sie bei den Deutschen, so dass sie verhaftet, in ein Konzentrationslager verschleppt und ermordet wurde. Max beschäftigt sich nur widerwillig mit dem, was zwischen seinen Eltern passiert ist. Er ist innerlich zerrissen und hat Angst vor der Wahrheit. Das ist nur einer - wenn auch wichtiger - der Konflikte, die im Buch stets sehr präsent sind.

„Die Entdeckung des Himmels“ ist, mit seinen fast 900 Seiten, nicht nur Harry Mulischs quantitativ längstes Buch, sondern auch sein detailliertestes und an Wendungen und Schicksalsschlägen reichstes. Die zwei Ebenen der Handlung offenbaren auch Mulischs Interesse für Mystik und religiöse Traditionen. Zwei Engel im Himmel lenken die Geschehnisse der beiden Freunde Onno Quist und Max Delius, die scheinbar ihr Leben fest in ihren eigenen Händen haben. Das Ziel dieser Engel ist es, den Bund zwischen Menschen und Gott, der durch die Übergabe der Gebotstafeln durch Mose entstanden ist, zu zerstören. Die Erzählung beginnt mit dem Kennenlernen der beiden Hauptfiguren. Für Onno und Max ändert sich das Leben schlagartig. Sie haben vorher nie jemanden kennengelernt, der den jeweils anderen voll und ganz durchschaut und verstanden hat. Der Grund ihrer „Seelenverwandtschaft“ wird auch schnell im gleichen Tag ihrer beider Zeugung ausgemacht. Auch hier strahlen wieder mystische Elemente des Buches durch, von denen Mulisch oft Gebrauch macht. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) wurde er deswegen schon als „mystischer Agnostiker“ bezeichnet. Onno und Max, deren Namen ab ihrem ersten Treffen nur

noch in Kombination ausgesprochen wurden, entwickeln eine starke Freundschaft. Onno, der aus konservativem Hause stammende Linguist und Nonkonformist, der von seinen eigenen Verwandten für verrückt gehalten wird und der sexuell sehr aktive Lebemann und Astronom Max, stellen durch ihre wissenschaftlichen Berufe den Gegensatz zu diesem mystischen Grundton der übergeordneten Geschichte. Die Beziehung der beiden ist nur zu verstehen, sieht man sich ihr Umfeld im Amsterdam der 1960er Jahre an. Beeinflusst von der Provo-Bewegung, die zu dieser Zeit in der Stadt für einige medienwirksame Offenlegungen von Polizeigewalt und staatlicher Unterdrückung sorgen, sind auch ihre gemeinsamen „Auftritte“ in der Öffentlichkeit mehr als nur provokant. Sie wollen sich nicht zufrieden geben mit der gesellschaftlichen Stagnation in den gesättigten westlichen Ländern Europas. Aber sie erkennen auch schnell die autoritären Anlagen in der aufkommenden Studentenbewegung. Ein Ausflug nach Kuba lässt lange Reflexionen über Gegensätze sowie das Für und Wider zwischen real existierendem Kapitalismus und Sozialismus zu. Ob nun gemäßigt linker, militanter, oder bewaffneter Kämpferin, alle Personen ziehen ihre Schlüsse aus den Geschehnissen und haben Recht und Unrecht zugleich.

Nicht nur diese Debatten boten nach Erscheinen des Buches viel innerniederländischen Konfliktstoff. Besonders das Kapitel, in dem Ada Brons, eine Freundin von Onno und Max ins Koma fällt, stieß vielen von der damaligen Debatte um Sterbehilfe beeinflussten Menschen vor den Kopf und reflektiert auch dieses Thema ausführlich. Mulisch redet offen und ohne Scheuklappen, sieht dabei auch immer Argument und Gegenargument. Die Handlungen sind vielschichtig und von einer Themenbreite, die hier zu erörtern nicht möglich wäre. Sie reicht von den schon erwähnten religiösen und politischen Anspielungen und Diskussionen über naturwissenschaftliche und geschichtliche Fakten bis hin zur Psychologie sowie ihre Auswirkung auf familiäre Beziehungen und alternative Wege zum Glück. 2007 wurde das Buch von einer Tageszeitung zum besten niederländischen Buch aller Zeiten gewählt. Dem bleibt wohl nichts hinzuzufügen.

Harry Mulisch 1995:
Die Entdeckung des Himmels.
Rowohlt Verlag, Reinbek.
ISBN: 978-3-499-13476-0.
880 Seiten. 9,99 Euro.

Zitathinweis: Tompa Láska: Die Entdeckung der Biographie. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1044>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Trans* mal anders



kollektiv sternchen & steine (Hg.)

Begegnungen auf der Trans*fläche

reflektiert 76 Momente des transnormalen Alltags

*Das Buch beschreibt in Geschichten und Anekdoten den Alltag von Trans*Menschen und zeigt auch ohne abstrakt-theoretische Konzepte, wie absurd und schwerwiegend die Zweiteilung von Geschlecht sein kann.*

Rezensiert von [Franziska Plau](#)

Mädchen und Junge, Frau und Mann: zwei gegensätzliche Kategorien, die uns seit frühester Kindheit begleiten und unsere Wahrnehmung und unser Zusammenleben prägen wie kaum andere. Eine „Frau“ hat „weiblich“ auszusehen und sich auch so zu verhalten – was auch immer das für die jeweilige Zeit (oder überhaupt) bedeuten mag. Doch was, wenn ein Mensch mit einem weiblichen Körper keine „Frau“ sein möchte? Oder ein „Mann“ sich nicht „männlich“ verhalten will?

Den Alltag von in dieser Hinsicht unangepassten Menschen beschreiben die vielen kleinen Geschichten in „Begegnungen auf der Trans*fläche“. In dem Buch erzählen die anarchistischen, autonomen und queerfeministischen Trans*menschen des Kollektivs *sternchen und steine* auf angenehm unverkrampfte Weise von ihren Erlebnissen mit der Mehrheitsgesellschaft.

Die Bezeichnung Trans* geht zunächst auf Transsexuelle zurück, Menschen, deren geschlechtliche Identität nicht dem zugewiesenen (biologischen) Geschlecht entspricht. Hinzu kamen transgender, welches sich auf das soziale Geschlecht, also „typische“ Verhaltensmuster und Rollenklischees bezieht, sowie transident. Das Sternchen steht dabei für verschiedene mögliche Endungen, fasst also zum einen zusammen, betont aber auch gerade die Offenheit.

Ganz *normaler* Alltag

Wie sehr in unserer Gesellschaft *zwei* Geschlechter, die *eindeutig* bestimmt werden können, die Norm sind, wird in den kurzen Geschichten und Anekdoten des Buches ziemlich offenbar. Das fängt schon mit den alltäglichsten „Normalitäten“ an: der Toilettengang („Das ist aber nicht die Damentoilette“), ein Schwimmbadbesuch (vor dem haarigen „Monster“ aus der Dusche fliehende Frauen), Ausweisvorzeigen an der Supermarktkasse („Das bist du nicht!“). Die Schilderungen machen bewusst, wie sehr alles von dem Konstrukt der binären Geschlechtsaufteilung durchzogen ist und wie wenig wir uns dessen oftmals bewusst sind – und wie selten wir darüber nachdenken, was dies für Menschen bedeutet, die sich nicht in Kategorie „Frau“ oder „Mann“ einordnen können und wollen.

Gleichzeitig wird ein Eindruck von den zahlreichen Hürden vermittelt, die von offiziell-rechtlicher Seite in den Weg zu einer akzeptierten Wunschidentität gelegt werden. Um den Namen zu ändern, Operationen oder Hormonbehandlungen von der Krankenkasse bezuschussen zu lassen, sind zum Beispiel ärztliche und psychologische Gutachten erforderlich. Eine Geschichte ist daher mit „Mein neues Vollzeithobby“ betitelt und beschäftigt sich mit der Frage: „Wieviele Arztbesuche pro Quartal bei möglichst unterschiedlichen Ärzten schaffe ich, ohne irgendwas zu erreichen?“ (S. 85). Natürlich sind gerade solche bürokratischen Stellen Grund für nervenaufreibende

Auseinandersetzungen, aber auch Anlass für einige aberwitzige Anekdoten. Eine davon beschreibt das Telefongespräch einer Trans*person mit einer Mitarbeiterin der Krankenkasse, bei der sie bereits unter ihrem (neuen) männlichen Namen geführt wird. Verwirrt wegen der als weiblich wahrgenommenen Stimme, erkundigt sich die Angestellte, ob es denn um den Ehemann ginge – was angesichts der Tatsache, dass sich das Gespräch um eine Mastektomie (Brustentfernung) drehte, wohl auch nicht viel mehr Sinn ergibt.

Auch wenn Schwierigkeiten und Verletzungen in vielen Episoden aufscheinen, bleiben psychische und physische Gewalterfahrungen in dem unterhaltsam gehaltenen Buch weitestgehend nebensächlich. Vielmehr werden die häufig absurden Begebenheiten des Trans*alltags auf witzige Weise erzählt. Das Anliegen des Herausgeber_innenkollektivs ist es, „all diese Momente, die wir oftmals alleine erleben, miteinander zu teilen und auch mal darüber zu lachen“ (S. 7). Der moralisierende Zeigefinger wird damit ausgespart, vielmehr sind es die konkreten Beispiele aus der Praxis, die zum Nachdenken anregen und Aha-Effekte hervorrufen. Manche Erlebnisse münden dann auch in ironische Resümees, wie: „Wenn ich als 'ordentliche Cisfrau' (Nichttrans*frau) durchgehen will, sollte ich keine pinke Perücke tragen. Solange ich nur 'kein Transjunge' sein will, erfüllt sie durchaus ihren Zweck.“ (S. 52)

Trans* und links

Auch die Erfahrungen mit Personen aus dem näheren Umfeld, der eigenen Familie oder der linken/queeren Szene spiegeln, wie verhaftet wir in unserem Kategoriendenken sind und wie voreilig mit bestimmten Schlüssen und Aussagen. In einem Beispiel aus dem Buch, korrigiert eine Person einer dritten gegenüber immer wieder das einen anwesenden Trans*menschen bezeichnende Pronomen – nichts ahnend, dass sie damit völlig in die verkehrte Richtung zielt.

Eine Erkenntnis ist besonders wichtig: auch Kreise mit einem herrschaftskritischen Anspruch sind nicht automatisch herrschaftsfrei. Ignoranz (re)produziert Ausschlüsse und Diskriminierung – auch bei „gutgemeinten“ Handlungen. In diesem Sinne kann ein selbstkritisch geschriebener Beitrag nicht nur an die queere Szene adressiert verstanden werden, sondern uns alle betreffen:

„Subversive Praxis könnte sein, (...) im Alltag die Finger in die Wunden zu legen, das zu benennen, was stillschweigend ausgeblendet wird – dass die Produktion der bipolaren Geschlechter einer Gewalttätigkeit zugrunde liegt, die eines Widerstandes bedarf und nicht der Suche nach Anerkennung. Diese kann es gar nicht geben, weil das einer Veränderung gleichkäme, welche die Basis und Existenzberechtigung der Gesellschaft komplett in Frage stellen würde.“ (S. 67)

Das Buch bietet eine wunderbare Grundlage, die eigene Position zu reflektieren und das alltägliche „Normale“ zu hinterfragen. Die Bedürfnisse und Ansprüche, die dabei an die den Leser_in herangetragen werden, sind vielfältig individuell. Leicht kann deswegen nach der Lektüre eine Verunsicherung ob des „korrekten“ Verhaltens entstehen. Hilfreich ist ein angehängter „Theorieteil“, der Hinweise gibt, was okay ist und was gar nicht klar geht. Pauschalantworten gibt es aber nicht, und so bleiben manche Kritik und Aussagen in den Geschichten unterschiedlicher Autor_innen durchaus ein wenig widersprüchlich. Auch an sich solidarisch gesinnte Mitmenschen werden kritisiert, deren Verhalten teilweise wahrscheinlich einfach auf Unwissenheit und Unsicherheit basiert. Das Buch ist in jedem Fall ein guter Anfang, diese eine wenig aufzuklären. Zu hoffen bleibt, dass es von vielen und nicht nur von den ohnehin Interessierten gelesen wird.

kollektiv sternchen & steine (Hg.) 2012:

Begegnungen auf der Trans*fläche. reflektiert 76 Momente des transnormalen Alltags.

Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-12-6.

128 Seiten. 9,80 Euro.

Zitathinweis: Franziska Plau: Trans* mal anders. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1045>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Der alltägliche Terror



Tezer Kiral

Die kalten Nächte der Kindheit

Der autobiografisch geprägte Roman dokumentiert auf anrührende Weise die Gewalt von sogenannten Nervenkliniken.

Rezensiert von [Gerlinde Kirma](#)

Das Leben und das schriftstellerische Schaffen von Tezer Kiral, die wohl eher als Tezer Özlü bekannt ist, stellen zusammen genommen einen exemplarischen Fall dar, an dem literarische Verbindungen zwischen der Türkei und Deutschland sowie Österreich deutlich werden. In Istanbul besuchte Kiral das österreichische Gymnasium, lernte dort Deutsch, übersetzte deutsche Schriftsteller_innen ins Türkische, lebte in Berlin und veröffentlichte 1982 einen Roman auf Deutsch („Auf den Spuren eines Selbstmords“), für den sie den Literaturförderpreis der Stadt Marburg erhielt. In ihrem 1980 zunächst auf Türkisch erschienenen Roman „Die kalten Nächte der Kindheit“ beschreibt sie in einem Vorwort den Kontext, in dem sie überwiegend lebte, als prägend für ihre Literatur und stellt fest: „Wir haben in der Türkei in den letzten 20 Jahren genug für zwanzig Menschenleben erlebt.“ (S. 9) Der autobiografische Roman beginnt in der Kindheit der Ich-Erzählerin, deren Namen nicht benannt wird, und entwickelt sich von einer Geschichte über ein Mädchen, das die Enge und Langeweile des kleinbürgerlichen Lebens hinter sich lassen möchte, hin zur Dokumentation des Leidenswegs einer in unterschiedlichen Kliniken mit Elektroschocks „therapierten“ Frau. Diese berichtet rückblickend aus der Perspektive der Eingeschlossenen. Ihre Sozialisation in einer österreichischen Klosterschule in Istanbul steht zu Beginn noch im Vordergrund, religiöse Unterweisungen durch die Nonnen prägen den Schulalltag, die darauf bestehen, mit Gott verheiratet zu sein und den Unterricht der Mädchen mit christlichen Gleichnissen beginnen:

„Heute war es Nietzsches Tod. Sie erzählte, Gott habe ihn, weil er ihn leugnete, gestraft, indem er ihn durch Wahnsinn tötete. ‚Er nahm Kot aus seinem Nachttopf und aß ihn.‘ In seiner letzten Minute habe er geschrien: (Und dabei schrie auch die Nonne und spielte alles vor, wie eine Schauspielerin auf der Bühne.) ‚Ruft mir einen Priester.‘ Aber es war zu spät.“ (S. 31)

Die seltsamen Erfahrungen in der Istanbuler Klosterschule in den 1950er/1960er Jahren ergänzen Szenen aus einem eher lieblosen, kemalistischen Elternhaus, das die Protagonistin aufgrund der beruflichen Verbundenheit ihrer Eltern mit der Institution Schule als „Lernzentrum“ begreift. Sie entscheidet sich trotz Klosterschule und muslimischer Großmutter für den Atheismus, entwickelt heimlich eine Vorliebe für russische Literatur und eine Abneigung gegen den Nationalismus ihres Vaters, aber auch erste Suizidgedanken. Den deutlichsten politischen Bezugsrahmen des Buches bilden die Ereignisse in Folge des Militärputschs 1971: Verhaftungen von Freunden und die des Bruders. In der Erzählung verschwimmen die Grenzen zwischen der alltäglichen politischen Repression und der individualisierten Disziplinierung und Misshandlung im Alltag der „Kranken“, wenn Verhaftungen in Istanbul mit Ausschnitten aus dem „Krankenalltag“ gekoppelt werden:

„Mein Bruder wurde sofort verhaftet. Aber was da passierte, sah nicht so schrecklich aus, wie es aus der Ferne schien. Denn auch der Terror versteht es, sich im Alltag zu verstecken. Ich erhielt zwei Injektionen mit Langzeitwirkung. Sie lassen den Patienten in einen Traum von fünfzehn bis zwanzig Tagen versinken. Das Sprechen, Laufen, das ganze Leben wird schwieriger.“ (S. 75)

Die Klinik selbst funktioniert jedoch nicht nur über das Ruhigstellen der Eingeschlossenen, sondern bildet auch einen Ort, an dem die „Patientinnen“ in einem Klima der sexualisierten Gewalt gezwungenermaßen Sex gegen Freiheit oder als Versicherung gegen die Willkür der Ärzte tauschen. Die Handlungen und Reaktionen der Erzählerin scheinen sich auf den ersten Blick auf die aufeinander folgenden Stationen von Selbstmordversuchen, Eingeschlossen-Werden, Elektro-Schock-„Therapie“, Entlassen-Werden, Verwirrtheit als Nachwirkung der „Behandlungen“ und erneuter Zwangseinlieferung der Erzählerin durch Familie und Freunde zu beschränken. Der Klinikalltag ist bestimmt von der Furcht vor den Ärzten und Krankenschwestern, Rauchen die einzige Beschäftigung. Momente des Widerstands gibt es dennoch, wenn beispielsweise von Solidarierungen mit anderen „Patientinnen“ berichtet wird, ebenso wie Handlungsfähigkeit in einem begrenzten Rahmen, etwa die Abwehr eines aufdringlichen Arztes oder die Heirat mit dem Ziel, „nicht weiter den Ärzten und Kliniken ausgeliefert zu sein“ (S. 77). Die schmerzhaft Konfrontation mit dem Film „Einer flog übers Kuckucksnest“ führt die Protagonistin nach ihrer Entlassung nach einem fünfjährigen Klinikaufenthalt zu der Erkenntnis, frei zu sein, „im Sinne von nicht eingesperrt sein, nicht hinter Schloß und Riegel sitzen“ (S. 60), ruft ihr aber zugleich die in den Kliniken Zurückgebliebenen ins Gedächtnis, während ihre Familie die Einweisungen rückblickend weiterhin als notwendig erachtet.

Der eher fragmentarische Aufbau des Romans und die häufigen Zeitsprünge und Ortswechsel zwischen Istanbul, Anatolien, Berlin und Paris erschweren an einigen Stellen das Verständnis der Geschichte, tragen jedoch auch dazu bei, die Nachwirkungen der Psychiatrie und die Verwobenheit von vergangenen Erfahrungen mit dem Erleben der Gegenwart zu vermitteln. Die einfache Sprache transportiert eine gewisse Abgeklärtheit, in den Beschreibungen wechseln sich Emotionalität und nüchterne Sachebene jedoch ständig ab. Politische Entwicklungen sind eher ein Nebenschauplatz des Buches. Deutlich werden allerdings vergeschlechtlichte Ausprägungen hinsichtlich des vorherrschenden Themas der Selbstbestimmung, das sich mal im Widerstand der Protagonistin gegen erzieherische Institutionen oder Kliniken, mal in einem einer konservativen Sexualmoral zuwiderlaufendem Verhalten manifestiert. Selbstbestimmung lässt sich schlussendlich auch als ein in einer feministischen Tradition stehendes Auseinandersetzungsfeld lesen, wobei die Kopplung mit Psychiatriekritik wiederum an Kritiken wie der an „weiblicher Hysterie“ anschließt. Scheinbar banale Selbstverständlichkeiten sind in diesem Kontext Teil einer Utopie der Erzählerin: „Ich werde lesen, was mir gefällt, werde schlafen gehen, wann es mir paßt, und werde ausgehen, wann ich will.“ (S. 46) Das Buch ist leider vergriffen, es neu aufzulegen, wäre angesichts der immer noch bescheidenen Verbreitung und Kenntnis von Literatur aus der Türkei, die in deutschen Feuilletons nur in den Büchern Orhan Pamuks zu bestehen scheint, ein Verdienst.

Tezer Kiral 1985:

Die kalten Nächte der Kindheit.

Express-Edition, Berlin.

ISBN: 3-88548-048-4.

98 Seiten. 98,00 Euro.

Zitathinweis: Gerlinde Kirma: Der alltägliche Terror. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1046>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Drag, Dialektik und Dreifaltigkeit



Thomas Meinecke
Jungfrau

Keine Strandlektüre zum Kopfausschalten, dafür aber eine facettenreiche Collage aus Theologie, Philosophie und Popkultur mit dem Hauch eines Traktats über die Liebe.

Rezensiert von [Jorane Anders](#)

Mit dem katholischen Theologiestudenten Lothar Lothar (Vorname auf der ersten, Nachname auf der zweiten Silbe betont) rückt eine etwas anachronistisch erscheinende Figur und mit ihr eine ganze Spannweite ebensolcher Wissenschaftsdiskurse ins Zentrum von Thomas Meineckes Roman. Das Keuschheitsgelübde Lothars, dem die geneigte Leserin auch aus anderen als platt ungläubigen Gründen mit Skepsis begegnen darf, avanciert dabei zu einem Aufhänger für vielschichtige Debatten, die weitgehend ohne Verurteilungen auskommen. Strengen die absatzweise wiedergegebenen, affirmativen Lektüreeindrücke religiöser Schriften von der Bibel über ein paar Heilige bis zu Kardinal Ratzinger anfangs noch ein wenig an, ändert sich dieser Eindruck im Zuge der Kontextualisierung schleichend, ohne dabei seinen affirmativen und durchaus ernsthaften Charakter zu verlieren.

Theoretisch. Die theologische Postmoderne

Die religiösen Textpassagen verzichten ihrerseits auf moralisierende Gebote und entstammen stattdessen überwiegend mystischen Traditionslinien. Es geht um Visionen, Stigmata und Paradoxa, die stets mehr Fragen aufwerfen, als sie beantworten und deren Schlussfolgerungen nicht selten die dogmatischen Grundfesten der katholischen Kirche ins Schwanken bringen. So wird die Geschlechterdichotomie vielfältig verkehrt und unterlaufen, Sexualität aus den Angeln der heteronormativen Monogamie gehoben und noch ins Zentrum des Zölibats injiziert (das ja tatsächlich in einem durchaus spannungsvollen Kontrast zur Asexualität steht). Die Entscheidung des Mannes für Gott, so die paraphrasierte These Paul Claudels, beruht auf der vorausgehenden Erfahrung des Verlassen- oder Zurückgewiesenwerdens durch eine geliebte Frau. „Die Frau bestimmt auch, wann eine Liebesbeziehung beginnt. Beziehungsweise: wann sie endet.“ (S. 147) Im Resultat der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen primärem (männlichem) und sekundärem (weiblichen) Prinzip lässt sich durchaus eine dekonstruktive Strategie des Empowerments innerhalb der bestehenden patriarchalen Logik lesen.

In Ausschnitten aus Daniel Paul Schrebers „Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken“ schließlich werden die verschiedenen Facetten noch einmal gebündelt: Die religiöse Mystik gesellt sich neben die Vorstellungen uneindeutiger und fluider Geschlechtszustände, während die weitergehende Betrachtung als psychiatrische Fallgeschichte Freud, Lacan, Deleuze und Žižek auf den Plan ruft. Damit wären dann auch die theoretischen Gewässer erreicht, denen sich ein wenig leichter emanzipatorisches Potential, zumindest aber eine Relevanz in gegenwärtigen Debatten, abgewinnen lässt. Der dekonstruktive Feminismus von Butler bis Vinken stellt sich Debatten über Kommunismus von Agamben bis Badiou, während sich auch bei diesen Autor_innen mit Doris

Akrap noch ein „theological turn“ (S. 230) anzubahnen scheint. Theater- und filmwissenschaftliche Betrachtungen eröffnen ungeahnte Analogien. Schauspielen, so etwa die Position des amerikanischen Underground-Filmregisseurs Jack Smith, ist nur ein Ersatz für das, worauf es ihm ankommt. Aus einer bestimmten Perspektive ist es daher besser, die Schauspielerei sein zu lassen: Denken *lässt sich nicht darstellen*, vielmehr müsse *getan* werden. Weiterhin die Theorie des Lächerlichen, die eine Ausdifferenzierung zwischen dem ernsthaften und dem lächerlichen Lächerlichen leistet: Während ersteres, etwa in den travestitischen Überpointierungen der Camp-Ästhetik oder des Drag, die Anerkennung von Dargestelltem wie Darsteller_innen wahr, verfällt letzteres in eine bis zur Diskriminierung reichende Verspottung, die sich durch ein in beide Richtungen weisendes „Alles nicht so gemeint“ aus der Verantwortung zieht. Das Mittel der Wahl, so wird klar, ist auch für Meineckes Theologierezeption eher die resignifizierende Aneignung als die Festigung der Grenzen des Normalen durch die abwertende Darstellung des außerhalb Liegenden.

Praktisch. „Muß wahre Liebe nicht wenigstens *weh tun?*“ (S. 209)

In bester Gesellschaft mit den theoretischen Anleihen zeigen sich die verschiedenen Entwürfe emotionaler (Liebes-)Beziehungen, die die Haupt- und Nebenfiguren führen und entwickeln. Zunächst einmal: Jungfrau im alltagssprachlichen Sinne des „noch nicht...“ ist keine_r der Protagonist_innen. Die Suche nach der (vielleicht besser: relativ) wahren Liebe, weniger Suche nach einer Person als vielmehr nach einem Konzept ist dem Text sporadisch eingeschrieben, ohne je auf die sentimentalischen Nerven zu gehen. Die promiskuen Ausschweifungen der schwangeren und verlobten Tochter von Lothars Vermieterin bleiben ungetadelt, wenn auch nicht gerade vorbildlich liebevoll erfüllt im Raum stehen. Die Komplexität des Unproblematischen kommt in der angehenden Beziehung zwischen Lothars Komiliton_innen Concordia und Gustave zum tragen, die sich die Frage stellen, ob „wahre“ Liebe nicht weh tun muss. Mit einem souveränen Schulterzucken über die eigene Schmerzlosigkeit genießen sie dann aber doch die gemeinsamen Stunden, wengleich eine Spur von Sehnsucht nach der anziehend-abschreckenden Kippfigur Lothars vorhanden bleibt.

Der nämlich beginnt eine Freundschaft mit der Jazzpianistin Mary Lou, die sich zunächst asymptotisch, stets einen gewissen Abstand wärend, einer Liebesbeziehung annähert. Die ständige Sorge Lothars um seine Keuschheit nimmt Mary Lou indessen zum Anlass, noch ein bisschen was „richtiges“ mit dem Bassisten ihrer Band anzufangen, das jedoch aus der Gefühlsperspektive im Vergleich zur wenig sexuellen Affäre mit Lothar doch eher dürftig bleibt. In spiralförmiger Steigerung von Versagen und Begehren baut sich eine nahezu berauschte Atmosphäre auf. Ob und wenn ja, wo genau zwischen Essen gehen, im Arm halten, unrichtigem und richtigem Küssen die Grenze der Keuschheit überschritten wird, bleibt zur Diskussion gestellt. Dass jedoch das oft schmerzliche Spannungsverhältnis, das durch diese Grenze geschaffen wird, seinerseits den für Lothar hinter der Grenze liegenden, affektiven und erotischen Landstrich mit heerer Intensivität auflädt, steht außer Frage. „In der echten Liebe kann jeder Ausdruck die gleiche Unendlichkeit enthalten“ (S. 276), lautet das Argument für die körperliche Keuschheit, das sich im konkreten Zusammentreffen dann aber doch nicht so ganz halten lässt. Ganz zu schweigen davon, dass dieses Gefühl der echten Liebe an sich schon nicht gerade keusch wirkt. Allein: Die Intensitätssteigerung durch Versagen, das Zusammenspiel von Lust und ihrem schmerzvollen Entzug hat ihren Reiz. Schade eigentlich, dass sich so etwas nicht schauspielerisch (oder auch: taktisch) darstellen lässt.

Gut. Politik ohne Politik

Erstaunlich, wie sich die Intensität der Konflikte auf der Handlungsebene in Wohlgefallen auflöst. „Richtige“ Probleme haben die Protagonist_innen eigentlich nicht, es gibt keinen Streit, keine Verzweiflung, keine Visionen, wie sie in den Kontrastfolien der theologischen, philosophischen und

popkulturellen Einschübe aufgeworfen werden. Die Relativierung des absoluten Gut und Böse zu einem auf individuelle Körper bezogenen *gut für...* oder *schlecht für...*, ohne daraus tragische und endgültige Verurteilungen zu machen, strukturiert den gesamten Entwurf des Romans. Das hat jedoch nicht mit dem zu tun, was wir heutzutage als Drang zum Unpolitischen einer Kritik unterziehen sollten. Thomas Meinecke liefert ein Konzept der resignifizierenden Aneignung im Umgang mit uninteressant oder gar widersprüchlich erscheinenden Vorstellungen, das nahtlos an die theoretischen Modelle einer Politik des Poststrukturalismus anknüpfen.

Thomas Meinecke 2011:

Jungfrau.

Suhrkamp, Frankfurt am Main.

ISBN: 978-3518462669.

347 Seiten. 9,95 Euro.

Zitathinweis: Jorane Anders: Drag, Dialektik und Dreifaltigkeit. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1047>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

NS-Terrorjustiz as usual



Wolfgang Fritz

Die Geschichte von Hans und Hedi
Chronik zweier Hinrichtungen

Wolfgang Fritz hat ein erschütterndes und berührendes Buch über zwei Menschen verfasst, die völlig unerwartet in die Mühlen der nationalsozialistischen Unrechtsjustiz gerieten.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Von den Millionen von Menschen, die während der Herrschaft des Nationalsozialismus als politische Verfolgte in Konzentrationslagern, Gefängnissen oder bei Pogromen ermordet wurden, sind uns aufgrund der schieren Masse derartiger Fälle notgedrungen verhältnismäßig wenige individuelle Schicksale und Leidensgeschichten näher bekannt. Jede dokumentierte Geschichte ist jedoch ein ungemein wichtiger Baustein einer essentiellen Erinnerungskultur. Viele Fälle von WiderstandskämpferInnen und politischen DissidentInnen, die für ihre Überzeugungen ihr Leben riskierten – und diese allzu oft auch verloren – sind spektakulärer Natur. Manche Geschichten kommen jedoch völlig ohne HeldInnen- und MärtyrerInnenpathos aus und sind dennoch bewegend. Die Geschichte von Hedwig (Hedi) und Johannes (Hans) Schneider aus Wien ist einer derartige Geschichte, die der Historiker Wolfgang Fritz aufgearbeitet hat.

Hans und Hedi

Hans und Hedi Schneider waren keine todesmutigen WiderstandskämpferInnen, über die es spektakuläre Geschichten zu erzählen gäbe. Dennoch ist ihre Geschichte eine, die es sich in Erinnerung zu rufen lohnt. Sie waren ein – wie man so schön sagt – „ganz normales“ Ehepaar aus der ArbeiterInnenklasse mit einer politischen Orientierung, die ins klassisch sozialdemokratische ging. Die politischen Aktivitäten von Hans beschränkten sich auf das Besuchen von sozialistischen Versammlungen und, als es nach den kurzen Kämpfen des Österreichischen Bürgerkriegs im Februar 1934 zur Implementierung des Austrofaschismus durch Engelbert Dollfuß kam, auf diverse Aktivitäten auf Seiten der (bald verbotenen) sozialistischen Kräfte. Von Hedi ist keine einschlägige politische Tätigkeit überliefert. Was den beiden offenbar viel wichtiger war als Politik, war ihr kleines Haus in Wien-Floridsdorf und ihr Garten, an dem sie sehr gehangen haben.

Eines Tages kamen sie mit Floridsdorfer Mitgliedern der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) in Kontakt. Ein Mitglied der KPÖ, der ursprünglich aus Interesse an ihrem Garten zu Besuch kam, bat sie schließlich um einen Gefallen: Er wollte eine (kaputte) Abziehmaschine zur Vervielfältigung von KPÖ-Flugblättern bei ihnen in der Scheune vorübergehend unterstellen. Hans und Hedi willigten ein, was ihnen zum Verhängnis wurde. Als die Gestapo die Floridsdorfer KommunistInnen Schritt für Schritt verhaftete, fiel bei den Verhören und Folterungen in der Gestapo-Zentrale in Zusammenhang mit dieser Abziehmaschine der Name der Schneiders, die postwendend ebenfalls in Haft genommen wurden. Es kam wie es kommen musste und nach einem dreiviertel Jahr Haft wurden Hans und Hedi Schneider – gemeinsam mit den meisten anderen Floridsdorfer KommunistInnen – zum Tode verurteilt und durch Enthauptung hingerichtet.

Tiefe Einblicke in die NS-Unrechtsjustiz

Wolfgang Fritz rekonstruierte diesen Fall mittels Interviews, die er mit Hedis Schwester geführt hat, Originaldokumenten aus diversen Archiven und vor allem mithilfe des regen Briefverkehrs, der zwischen den Schneiders und Hedis Schwestern zur Zeit ihrer Haft vonstatten ging. Dieser Briefwechsel prägt das Buch und schafft bewegende Einblicke in die Gefühls- und Gedankenwelt der beiden Inhaftierten. Besonders der Briefwechsel in der Zeitspanne zwischen dem Todesurteil am 24. September 1942 und der Hinrichtung am 2. Dezember 1942, den der Autor so gut wie lückenlos – gar bis wenige Stunden vor der Hinrichtung – vermochte wiederzugeben, ist emotional sehr herausfordernd. Dabei sind diese Briefe inhaltlich notgedrungen keine politischen Traktate oder Anklagen, was durch die Zensur und Überwachung ja überhaupt gar nicht möglich war. Die Briefe zeichnen ein Bild zweier Menschen, die versuchen, sich in ihrer Verzweiflung an jeden erdenklichen letzten mutbringenden Gedanken aufzubauen und an der Sorge füreinander (es war ihnen zumeist verboten, direkten Kontakt zu halten) fast zerbrechen. Der resignativ wirkende Gedanke, dass „der Krieg [vielleicht] doch bald aus“ (S. 78) sein werde, war wohl eine der letzten Hoffnungen, die ihnen blieb. Mit seitenlangen Auszügen aus Briefen der beiden zu Tode Verurteilten, führt Fritz dem/der LeserIn die ganze Monströsität, Unmenschlichkeit und Absurdität dieses Systems, in dessen Fänge die beiden wie aus heiterem Himmel gekommen waren, vor Augen. Nicht, dass es einen derartigen Beweis noch bedurft hätte, aber das direkte und unmittelbare Teilnehmen an den Gedanken von Menschen mit einem Schicksal wie jenes der Schneiders, ist etwas, das schlichten und anonymen Zahlen von Opfern, mit denen man häufig konfrontiert wird, eine ganz anderen Dimension gibt.

Der Autor hat einen klugen und zugänglichen Erzählstil gewählt. Vor allem ein Aspekt ist hier erwähnenswert: Fritz bettet das Schicksal des Ehepaares Schneider in den breiteren historischen Kontext des Österreichischen Bürgerkriegs, des Austrofaschismus, dem wenige Jahre danach erfolgten „Anschluss“ Österreichs durch Nazi-Deutschland und die daraufhin etablierte nationalsozialistische Herrschaft ein, sodass das Buch nicht bei einer schlichten Schilderung von individuellen Schicksalen stehen bleibt, sondern auch das politische Klima, in dem sich diese Geschichte abspielte, auf fundierte und abwechslungsreiche Weise miteinbezieht und erläutert.

Diese „Chronik zweier Hinrichtungen“ zeigt dem/der LeserIn auf erschreckende Weise auf, welche Trivialitäten diesem Amok laufenden Unrechtssystem bereits genügten, um Menschen hinrichten zu lassen – und wie konsterniert, verzweifelt und ungläubig die Betroffenen und Angehörigen ob derartiger Urteile zurückblieben. „Die Geschichte von Hans und Hedi“ ist ein bedrückendes Buch, das auch stellvertretend für die Millionen von Opfern der NS-Unrechtsjustiz steht, die heute bereits so gut wie in Vergessenheit geraten sind und nicht das Glück hatten, von einem engagierten Historiker gewürdigt zu werden.

Wolfgang Fritz 2009:

Die Geschichte von Hans und Hedi. Chronik zweier Hinrichtungen.

Milena Verlag, Wien.

ISBN: 978-3-85286-183-8.

139 Seiten. 17,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: NS-Terrorjustiz as usual. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1048>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Beharrliche Vergangenheit



Gruppe INEX (Hg.)

Nie wieder Kommunismus?

Zur linken Kritik an Stalinismus und Realsozialismus

Ein Sammelband zur linken Kritik an Stalinismus und Realsozialismus, der aufgrund seines eingeschränkten historischen Zugangs einen leider etwas zwiespältigen Eindruck hinterlässt.

Rezensiert von [Philippe Kellermann](#)

Weitgehend auf eine Veranstaltungsreihe des Herbstes 2010 zurückgehend, legt die *Gruppe INEX* aus Leipzig nun einen Sammelband „Zur linken Kritik an Stalinismus und Realsozialismus“ vor. In einem sympathischen Vorwort weisen die HerausgeberInnen darauf hin, dass das vorliegende Buch „Ausdruck“ des „Bemühens“ sei, „Stalinismus und Realsozialismus zu verstehen“ (S. 8). Abgelehnt wird jene „Verdrängungsstrategie“, die das Scheitern des „Versuch[s] der Bolschewiki, den Sozialismus in Russland zu errichten“ auf die „historischen Verhältnisse“ abschiebt; eine Strategie, die „nicht nur Gefahr“ laufe, „die menschenfeindliche Realität des Stalinismus zu relativieren“, sondern auch „keine befriedigende Antwort auf die Fragen geben“ könne, „wie es zu Realsozialismus und Stalinismus kommen konnte und was daraus für Linke heute zu lernen ist“ (S. 7). Stattdessen sei „die Abgrenzung gegenüber Stalinismus und Realsozialismus (...) notwendige Bedingung, um den Kapitalismus auf fundamental emanzipatorische Weise zu überwinden und für dieses Projekt Zustimmung zu gewinnen“ (S. 7). Mit einiger Hoffnung – aber was bleibt uns auch übrig? – setzen die HerausgeberInnen darauf, dass Erkenntnis eine Wiederholung verhindern könnte und beharren darauf, dass die „Kritik des Stalinismus mehr als oberflächliche Imagepflege“ sein müsse, denn: „Es ist die Linke selbst, die Verantwortung dafür trägt, dass sich vergleichbare Verbrechen nicht wiederholen und eine Alternative zum Kapitalismus tatsächlich verlockend ist.“ (S. 16)

So sympathisch die grundsätzliche Stoßrichtung der Ausführungen, bleibt manches dennoch etwas ambivalent, was sich vor allem in der verwendeten Begrifflichkeit zeigt. Schon die Einleitung ist nämlich von einer Unklarheit geprägt, die das ganze Buch – mit wenigen Ausnahmen – durchzieht, und dazu führt, dass man meist nicht ganz genau weiß, von was die Rede ist, wenn von „Sozialismus“ oder „Kommunismus“ gesprochen wird. Und noch wichtiger: welche (historischen) AkteurInnen mit diesen Begriffen assoziiert und welche von ihnen implizit ausgeschlossen werden. So schreiben die HerausgeberInnen:

„Ein plumpes Ablehnen der Begriffe ‚Kommunismus‘ bzw. ‚Sozialismus‘, oder der Versuch, sich auf jene Theoretiker_innen zu stützen, die nicht ‚beschmutzt‘ sind, löst das Problem [sic!] der Geschichte der radikalen Linken nicht: Offensichtlich ist, dass Stalinismus und Realsozialismus als Verwirklichung der kommunistischen Idee gedacht waren und bis zum Schluss Impulse aus der kommunistischen Idee und ihrer Theorie bezogen.“ (S. 9)

Was aber ist die „kommunistische Idee“? Fällt beispielsweise der Anarcho-Kommunismus darunter? Wenn ja, wo hat sich ein Stalinist oder Realsozialist jemals positiv auf diesen bezogen? Oder ist er als Teil des „Nichtbeschmutzten“ (was er – dies nur nebenbei – nicht ist) sowieso uninteressant? Diese vielleicht kleinlichen Bemerkungen seien nur deshalb gemacht, weil sie symptomatisch auf eine gewichtige Leerstelle des ganzen Bandes hinweisen: die Nichtzurkenntnisnahme des Anarchismus und – im Fall Russlands noch gewichtiger – der (Linken) SozialrevolutionärInnen.

Aber ich renne offene Türen ein, denn den HerausgeberInnen ist der „fragmentarische Charakter des Bandes“ (S. 15) selbst klar und anders kann es wohl auch kaum sein. Und gegen den im Band dokumentierten „Meinungspluralismus“ (S. 15) ist selbstverständlich nichts einzuwenden, bilden Kontroversen doch den besten Ausgangspunkt zum Selbstdenken.

Inhalt

Die Beiträge sind überwiegend, vor allem für Menschen, die sich bisher nicht näher mit der Geschichte des sogenannten Realsozialismus beschäftigt haben, mit Gewinn zu lesen. Vor allem die Beiträge von Sebastian Tränkle („Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis* und die Debatte um revolutionäre Politik und Moral“) und Hendrik Wallat („*Die Weltreaktion ist auch Moskau!*“ Rätekommunistische und anarchistische Kritik am Bolschewismus“), sowie Christoph Jünkes mit wunderbarer Verachtung für den Stalinismus verfassten Aufsatz über die „Schädelstätte des Sozialismus“ seien hier empfohlen. Der Aufsatz Bini Adamczaks über die Geschlechterpolitik der frühen Sowjetunion wäre als Anstoß für eine weitergehende Diskussion fruchtbar zu machen, während der Aufsatz der Gruppe *Che Buraška* über den „real existierenden Nationalismus in der Sowjetunion“ der Tiefpunkt des Bandes zu sein scheint – vielleicht, weil ich ihn einfach nicht verstanden habe: Das, was ich glaube, verstanden zu haben, erscheint mir an den behandelten Lebensrealitäten weitgehend vorbeizureden. Insgesamt hinterlässt der Sammelband einen etwas zwiespältigen Eindruck. Zwar scheinen sich alle irgendwie darin einig zu sein, dass an den Bolschewismus nicht positiv angeknüpft werden kann, aber die Positionierungen bleiben öfters etwas halbherzig oder uneindeutig. Dies scheint mir in erster Linie daran zu liegen, dass von den AutorInnen fast durchgängig die historischen Alternativen in ihrer Breite nicht ausreichend reflektiert werden. Exemplarisch möchte ich dies am Aufsatz der Gruppe *[paeris]* erläutern.

Exemplarisch: *Gruppe [paeris]*

Ausgangspunkt der Gruppe ist der Umstand, dass die „Erfahrung des sich selbst als real existierend bezeichnenden Sozialismus (...) alle politischen Projekte“ belaste, „die sich erneut die Abschaffung gesellschaftlicher Herrschaft zum Ziel gesetzt haben“ (S. 212). Erklärt wird: „Historisch ist die russische Revolution anders verlaufen“, als es sich Lenin in „Staat und Revolution“ vorstellte: „Es entwickelte sich recht bald eine neue bürokratische Schicht, die schließlich die Herrschaft im Land ausübte (...). In der historischen Rückschau wird dieses Resultat politischer Auseinandersetzungen und Entscheidungen leicht zur logischen Konsequenz des Versuchs der Abschaffung von Staat und Kapital erklärt.“ (S. 213f.) Nun könnte einiges über den Charakter von „Staat und Revolution“ und anderes gesagt werden, aber wichtiger ist jetzt, was die Gruppe zur Verteidigung des Kommunismus anführt: „Dabei gab es selbst unter den Bolschewiki in diesem bestimmten historischen Kontext unterschiedliche Einschätzungen und Ideen, welche Mittel und Wege die richtigen wären.“ (S. 214) Sollen also die Bolschewiki mit Rückgriff auf bessere Bolschewiki kritisiert werden oder deutet das „selbst“ eine grundsätzliche Pluralität und Offenheit der historischen Situation an? Zu Beginn des Textes wurde immerhin erklärt, dass mit dem Begriff „sozialistische Linke“ alle gemeint seien, „die sich heute auf ein Projekt der emanzipatorischen Überwindung der bestehenden Gesellschaft beziehen, bezeichnen sie sich selbst nun als Kommunistinnen, Anarchistinnen, Sozialrevolutionäre oder Sozialistinnen“ (S. 212).

Im Weiteren aber hören von dieser bunten Menge und besonders von deren Konzepten nichts mehr, stattdessen wird von vornherein die Perspektive der Bolschewiki eingenommen und mitfühlend erklärt:

„Mit dem Sieg der Bolschewiki in Russland stellte sich die Frage, wie in dem wirtschaftlich rückständigen, kriegsverwüsteten Land – das nicht nur den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, sondern anschließend unter tatkräftiger Beteiligung der westlichen Länder einen zweijährigen Bürgerkrieg auszuhalten hatte – eine Produktion organisiert werden kann, die auch nur halbwegs den dringendsten Bedarf der Bevölkerung deckt.“ (S. 214)

Nun könnte schon darauf verwiesen werden, dass die Bolschewiki zu der Forcierung des Bürgerkrieges durchaus selbst einiges beigetragen haben. Darüber hinaus könnte auch betont werden, dass es ihnen gerade nicht um die „Bevölkerung“ – wobei interessant ist, dass hier „die Bevölkerung“ objektivierend von oben in den Blick genommen wird –, sondern in erster Linie um die Fabrikarbeitserschaft in den von ihnen kontrollierten Gebieten ging, deren Bedürfnisbefriedigung durch mitunter brutalste Auspressung der Bauern und Bäuerinnen gewährleistet werden sollte. In diesem Zusammenhang kann an Bakunins Befürchtung erinnert werden, wonach die Marxsche Klassentheorie zu einer „neue[n] Aristokratie (...) der Fabriks- und der städtischen Arbeiter mit Ausschluss“ des „Landproletariat[es]“ führen werde (Bakunin 1872, S. 831). Ähnlich das Resultat, dass der Linke Sozialrevolutionär Kamkow 1920 zusammenfasste:

„Die Partei der Bolschewisten, die hauptsächlich durch die Bajonette der Bauern die Ministersessel besetzen konnte, hatte in den Honigmonden der Oktoberrevolution ihre ‚reinmarxistische‘ Theorie ins Archiv gelegt und mit uns eine gemeinsame Plattform betreten. (...) Aber der Honigmond verflog (...). Der Bauernmasse fremd, ihr fern und aus alter Gewohnheit sogar feindlich, begannen die bolschewistischen Spitzen allmählich zur reinen Diktatur des Stadt-Proletariats zurückzukehren (...): Auf der Nase erschien wieder die marxistische Brille, und die Bauernschaft wurde unter den Verdacht der Kleinbürgerlichkeit, Reaktion und sogar Konterrevolution genommen“ (Kamkow 1920, S. 596f.).

Aber AnarchistInnen und – vor allem – die einflussreiche Gruppe der linken SozialrevolutionärInnen kommen in den Ausführungen der *Gruppe [paeris]* erst gar nicht vor. Bleiben diese Gruppen außen vor, fallen Vergleiche wie der folgende entsprechend leicht: „Der Anspruch auf Führung der Massen war keine bolschewistische Besonderheit. Auch die Menschewiki widersetzten sich 1917 in Russland vehement allen Initiativen für Arbeiterinnenkontrolle, die direkt aus den Betrieben kamen“ (S. 223). Nur: wen interessieren die Menschewiki? Interessanter wäre es eben gewesen, sich zu fragen, was die Linken SozialrevolutionärInnen und die AnarchistInnen dazu meinten.

Anstatt die Perspektive zu erweitern, unternimmt die *Gruppe [paeris]* dann teilweise abstruse Rechtfertigungen der Bolschewiki: „Vergessen wird bei der Besprechung des Verlaufs der Oktoberrevolution, dass der Bürgerkrieg der Weißen, teilweise pogromartig geführt wurde“ – der von den „Roten“ nicht? –, und „tatkräftig von westlichen Regierungen unterstützt wurde.“ (S. 214) Mich würde schon interessieren, wo dieser Umstand „vergessen“ wird, ist er doch eines der zentralen Argumente aus dem altbekannten Rechtfertigungsarsenal des Bolschewismus und seiner SympathisantInnen. Dass auf den Trotzki Ernest Mandel verwiesen wird, ist dann auch nur konsequent. Und so geht es weiter:

„Der sich im Laufe des Jahres 1918 immer weiter ausbreitende Bürgerkrieg der vom Westen unterstützten konservativen Kräfte gegen das sowjetische Russland machte dem jedoch bald ein Ende, und die Arbeiterinnendemokratie wich aufgrund der militärischen Notwendigkeiten einer straff zentralistischen Organisation der Produktion.“ (S. 215)

Nachdem nun also wieder einmal den bösen Anderen die Schuld zugeschoben wurde, die Macht der „Weißen“ sowieso überschätzt, bleibt sowieso nichts anderes, als den hier nicht genannten Trotzki mit seinem Konzept der Militarisierung der Arbeit zum Vollstreckungsbeamten der historischen Notwendigkeit zu erklären.

Zur Politik der Bolschewiki scheint es während der Zeit des Bürgerkrieges keine Alternative gegeben zu haben. Erst seit 1921 scheinen sich für die *Gruppe [paeris]* mit der *Gruppe Arbeiteropposition* wieder „Fragen nach den Organisationsprinzipien der sowjetischen Wirtschaft“ (S. 216) gestellt zu haben, sie positionieren sich aber uneindeutig:

„Ob der Vorschlag der Übernahme der Produktion durch die in den Gewerkschaften organisierten Arbeiterinnen statt durch die staatliche Plankommission sich unter anderen Umständen hätte durchsetzen können und welche Schwierigkeiten bei der Umsetzung dieses Vorschlags aufgetreten wären, soll hier nicht diskutiert werden. Das ist letztlich müßige Spekulation.“ (S. 217)

Man fragt sich: Wenn das nicht eine wichtige Frage ist, die es zu diskutieren gilt, welche ist es dann? Bezeichnend jedenfalls, wenn im Anschluss Ernest Mandel zitiert wird, der, was nicht weiter verwundert, die Unmöglichkeit der Vorstellungen der Arbeiteropposition vertritt (vgl. S. 217). Von einer alternativen historischen Einschätzung erfahren wir nichts. Aber scheinbar geht es der *Gruppe [paeris]* auch gar nicht um Geschichte, wenn erklärt wird: „Beim heutigen Stand der Produktivität und heutigen Bildungsniveau ist eine Verwaltung der Gesellschaft und der Produktion durch die Bevölkerung selbst durchaus vorstellbar.“ (S. 218) Bedeutet das also, dass sich die an die Bolschewiki zu stellenden Fragen sowieso erledigt haben, weil sie irrelevant sind? Warum dann aber überhaupt eine Beschäftigung mit den Bolschewiki?

Und mit Bezug auf die Zeit der Oktoberrevolution: Heißt das, dass die Russen und Russinnen – das wäre unausgesprochen im Übrigen Lenins Selbstrechtfertigung – prinzipiell zu dumm und unproduktiv in „ihrer überwiegend kleinbäuerlichen Gesellschaft“ (S. 218) gewesen waren, um etwas Emanzipatorisches zustande zu bringen? Man fragt sich, was diese ungebildeten Blödiane eigentlich vor der Revolution und ohne Hilfe von Papa Lenin und Mama Kollontai gemacht haben: am laufenden Band verhungern? Merkwürdig jedenfalls, dass massenhaftes Verhungern und sinnloses Verschleudern von Produktionsmitteln und -kräften unter der bolschewistischen Herrschaftsordnung nicht gerade unbekannt war.

Aber so ganz sicher scheint sich die *Gruppe [paeris]* dann doch wieder nicht zu sein, wenn es kategorisch heißt: „Es gibt keinen Grund anzunehmen, Menschen könnten prinzipiell ihre eigenen Angelegenheiten nicht kollektiv selbst organisieren und bräuchten dazu immer eine übergeordnete Instanz, der sie unterworfen und zu Gehorsam verpflichtet sind.“ (S. 218) Diese Aussage wird nun nicht in ihrer Konsequenz bedacht und sogleich wieder abgewiegelt. Ein merkwürdiges Hin und Her:

„Das [eben angeführte Aussage; P.K.] sagt nichts darüber aus“ – nein? –, „was die Bolschewiki mit anderen Entscheidungen hätten erreichen können; das ist hier aber auch nicht die entscheidende Frage. Entscheidend ist, dass die Diskussion über verschiedene Möglichkeiten der Organisation der nachrevolutionären Ökonomie darauf verweist, dass die eingeschlagene Politik der Bolschewiki die einzig diskutierte und also auch in diesem historischen Kontext nicht die einzig denkbare war – mithin schon gar nicht von einer sich notwendig aus der Idee des Sozialismus oder der Abschaffung des Privateigentums an Betrieben ergebenden Unterordnung der Arbeiterinnen unter staatliches Kommando die Rede sein kann.“ (S. 218; Hervorhebung im Original)

Solche Statements wirken hilflos und der Verweis auf die „Ökonomie“ auch etwas entlarvend. Denn geht es bei einer sozialistischen Transformation nur um eine der „Ökonomie“, oder nicht viel tief greifender, um eine gesamtgesellschaftlich-kulturrevolutionäre Veränderung? Manchmal kommt die *Gruppe [paeris]* an eine fundamentalere Kritik an den Bolschewiki heran, wenn sie das Problem der politischen Konzeption zumindest insofern ansprechen, als sie den „unbedingten Führungsanspruch der Partei“ (S. 221) problematisieren. Aber wenn man dann wiederum liest, dass sich in der „russischen“ Diskussion – gemeint ist wohl: in der bolschewistischen – die „Fraktion der fürsorglichen Betreuung durch Staat und Partei“ durchgesetzt habe, „um die wenig aufgeklärte russische Arbeiterklasse zum Sozialismus zu führen“ (S. 223), kann es einem schon den Atem verschlagen. Und man würde sich wünschen, die Bolschewiki wären immerhin „fürsorglich“ gewesen. Gut, wenn z.B. der Gulag als Variante des Sozialstaates interpretiert wird, mag das hinkommen. Und waren die Bolschewiki fürsorglich gegenüber den Streikbewegungen in Petrograd und den Aufständischen von Kronstadt – beides Ereignisse, von denen wir im Aufsatz nichts erfahren? Vergewenwärtigt man sich aber, dass es die *Gruppe Arbeiteropposition* war, die ihre

Treue zur Partei dadurch unter Beweis zu stellen versuchte, dass sie den Sturm auf Kronstadt in vorderster Linie unterstützte, lässt sich erahnen, dass die großen Differenzen innerhalb der Bolschewiki, von denen die *Gruppe [paeris]* ausgeht, sich in der konkreten Praxis zu jener Zeit etwas geringer ausnahmen.

Wichtige Fragen für die Gegenwart werden von der Gruppe durchaus aufgeworfen, wenn beispielsweise betont wird:

„In einer revolutionären Situation müssen bestimmte Entscheidungen getroffen und eine gesellschaftliche Produktion organisiert werden. Dabei wird – und muss notwendigerweise – auf Erfahrungen zurückgegriffen und an Gedanken angeknüpft werden, die vorher schon gemacht bzw. entwickelt wurden. Denn Revolutionen gehen meist nicht nach einem vorher ausgedachten Plan vor sich, sondern entwickeln sich spontan; d.h. aber auch, man kann nicht unbedingt darauf setzen, später genügend Zeit für Reflexion und Durchdenken von Entscheidungen zu haben. Je eher man damit anfängt, eine ernsthafte Diskussion um Zwecke und Mittel einer Umgestaltung von Ökonomie und Gesellschaft zu führen, umso weniger muss man sich überraschen lassen oder auf guten Glauben setzen. Herrschaftlichen Lösungen, die mit der Dringlichkeit der Aufgabe begründet werden, kann nur etwas entgegengesetzt werden, wenn alternative Ansätze entwickelt sind und Erfahrungen damit bestehen.“ (S. 226)

Allerdings sind diese Fragen nicht unbedingt neu:

„Übrigens, wenn wir während der verhältnismäßig ruhigen Zeit, die wir jetzt durchmachen, unser Ideal nicht darlegen, diskutieren und verbreiten sollen – wann werden wir es tun? Wird es an jenem Tag sein, wo inmitten des Kampfes, auf den Trümmern der alten Herrschaftsordnung die Notwendigkeit an uns herantritt, sofort die Tore einer neuen Zukunft zu öffnen? Wo wir bereits eine Entscheidung getroffen haben müssen, und eines starken Willens bedürfen, um dieselbe auszuführen? – Dann wird es nicht mehr Zeit sein zu diskutieren. Dann müssen wir handeln, auf der Stelle, entweder in einem Sinne oder im anderen. Wenn die bisherigen Revolutionen dem Volke nicht das gaben, was dasselbe von ihnen mit Recht erwarten durfte, so ist dies nicht deshalb geschehen, weil das Volk zu viel über das Ziel der Revolution, deren Nahen man verspürte, diskutiert hat. Die Aufgabe, dieses Ziel zu bestimmen und zu entscheiden, was man tun solle, wurde immer den Führen überlassen, die das Volk ausnahmslos verraten haben, wie dies nicht anders möglich ist.“ (Kropotkin 1882, S. 172)

Bleibt festzuhalten: Ein weiterer Blick in die Vergangenheit tut Not. Nicht weil wir da alle Antworten finden und nun Marx und Lenin beiseite legen und dafür alles treudoof bei Kropotkin oder Bakunin abschreiben sollten. Sondern weil es zum Einen besser hilft, Vergangenes zu verstehen und einzuschätzen; und zum Anderen erkennen lässt, dass die Geschichte des Sozialismus – und hier treffe ich mich wohl mit dem Anliegen der HerausgeberInnen und AutorInnen – unendlich komplizierter und deshalb auch interessanter ist, als oft geglaubt wird.

Zusätzlich verwendete Literatur

Michael Bakunin 1872: An die Redaktion der Brüssler Liberté, in: ders. Staatlichkeit und Anarchie und andere Schriften. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Verlag, 1972. S. 808-841.

Kamkow 1920: Die Parteidiktatur gefährdet die Revolution, in: Die Aktion. Heft 43/44. S. 593-598.

Peter Kropotkin 1882: Theorie und Praxis, in: ders. Worte eines Rebellen. Reinbek: Rowohlt Verlag, 1972. S. 170-175.

Gruppe INEX (Hg.) 2012:

Nie wieder Kommunismus? Zur linken Kritik an Stalinismus und Realsozialismus.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-511-0.

228 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Beharrliche Vergangenheit. Erschienen in: Sommerausgabe.

20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1049>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Vom Scheitern der Gleichung Europäisierung = Frieden



Nebi Kesen

Die Kurdenfrage im Kontext des Beitritts der Türkei zur Europäischen Union

Kesen spiegelt die kurdischen Debatten um eine demokratische Lösung der „Kurdenfrage“ und skizziert den Ansatz derjenigen Akteure, die in der Hoffnung auf politische Veränderungen in der Türkei auf die EU gesetzt haben und hier wiederholt enttäuscht werden mussten.

Rezensiert von [Ismail Küpeli](#)

Die Europäische Union (EU) steckt gegenwärtig in ihrer tiefsten Krise und es ist ungewiss, ob sie in ihrer jetzigen Form bestehen wird. Die Krise führt auch teilweise zu einer Entwertung der bisherigen politikwissenschaftlichen Literatur, die von Prämissen ausging, die inzwischen wenig Gültigkeit beanspruchen können. So ging etwa die These von der „Europäisierung“ davon aus, dass die Nähe zur EU mit Demokratisierung und ökonomischem Erfolg gleichzusetzen sei. Auch wurde angenommen, dass Staaten bereit wären, ihre politischen und ökonomischen Strukturen grundlegend zu ändern, um als EU-Beitrittskandidaten anerkannt zu werden. Innerhalb weniger Jahre sind die Ansprüche wesentlich bescheidener geworden. Während bis vor kurzem von der „normativen Kraft“ der EU die Rede war, würde einigen Akteuren inzwischen der institutionelle Selbsterhalt bereits genügen. Insofern ist der Blick in eine politikwissenschaftliche Publikation von 2009 eine kleine Zeitreise.

Das Szenario, an dem Kesen ansetzt, ist folgendes: Mit dem Wahlsieg der moderat-islamischen AKP-Partei 2002 kam es in der Türkei zu einer ganzen Reihe von innen- und außenpolitischen Veränderungen. Es gab vorsichtige Hoffnungen auf eine Überwindung des „Kurdenkonflikts“ und auch im schleppenden EU-Annäherungsprozess schienen Fortschritte möglich zu sein. Im sich entwickelnden Machtkampf zwischen der AKP-Regierung und den alten kemalistischen Eliten (nicht zuletzt in der Militärführung) setzten viele Linke und Akteure aus den Minderheiten darauf, dass die AKP die richtige Ansprechpartnerin für Frieden in den kurdischen Gebieten und Demokratisierung im Gesamtstaat sei. Insbesondere schien das Schielen der AKP-Regierung auf einen möglichst schnellen EU-Beitritt der Türkei ein Hebel zu sein, um politische Reformen durchzusetzen. Die Hoffnung war, dass die EU demokratische und menschenrechtliche Mindeststandards verlangen würde, die von der AKP-Regierung umgesetzt würden um den Beitrittskandidatsstatus zu erlangen. Sei es Folterverbot, Abschaffung der Todesstrafe, Autonomie für KurdInnen, politische Meinungsfreiheit, stärkeres Vorgehen gegen Sexismus - die Liste der Hoffnungen war lang.

Die Publikation lässt sich in drei Aspekte unterteilen. In einem ersten Schritt beschreibt Kesen die Verhandlungsprozesse zwischen der EG (und später EU) und der Türkei, die seit 1963 andauern. Während andere Staaten wie etwa Griechenland Schritt für Schritt an die EG/EU herangeführt werden, stockt der Prozess für die Türkei. Militärputsche 1960 und 1971, die Militärintervention 1974 in Nordzypern, 1980 wieder ein Militärputsch, der PKK-Konflikt in den kurdischen Gebieten ab 1984 – die Liste der „politischen Instabilitäten“ scheint lang. Erst mit Abnahme der bewaffneten Kämpfe in den kurdischen Gebieten ab 1999 wird die Türkei als EU-Beitrittskandidat anerkannt. Kesen beschreibt die Türkei als „defekte Demokratie“, wobei die Defizite im Vergleich zu den

„europäischen Werten und Normen“ (vgl. S. 132) festgestellt werden. Konkret geht es dabei um die fehlende Inklusion der ethnischen und religiösen Minderheiten, die fehlenden Partizipationschancen für die Bevölkerung und die dominante Rolle der türkischen Militärs in Politik und Gesellschaft. Diese Demokratiedefizite werden mit dem „Kurdenkonflikt“ zusammengebracht:

„Die politischen Defizite des Landes sind einerseits ein Hindernis für eine friedliche Lösung der Kurdenfrage, weshalb die Überwindung dieser Defizite im Beitrittsprozess auch zur Verbesserung der Lage der Kurden führen wird. Andererseits handelt es sich bei der Kurdenfrage um ein ethnisch-nationales Problem der Türkei, das ursächlich für die politischen Defizite ist“ (S. 137).

Anschließend wird die Geschichte der Kurden im Osmanischen Reich und in der Türkischen Republik aufgerollt. Kesin beschreibt die kooperative Rolle der kurdischen Eliten im Reich und ihre Zusammenarbeit mit den türkischen Nationalisten nach dem Ersten Weltkrieg, wobei er dies darüber erklärt, dass die Kurden „kaum ein nationales Bewusstsein pflegten“ (S. 151). Dagegen lässt sich einwenden, dass die Politik der kurdischen Eliten nicht durch eine ideologische Schwäche zu erklären ist, sondern dass ihrer politischen und ökonomischen Interessen einem vermeintlich „gesamtkurdischen“ Interesse entgegenstanden (vgl. Bruinessen 2003, S. 566).

Die Unterdrückung der Kurden nach 1923 und die kurdischen Aufstände gegen die staatliche Türkisierungspolitik werden skizziert. In dem Mehrparteiensystem nach 1945 versuchten kurdische Akteure erneut politisch und gesellschaftlich aktiv zu werden, sei es durch Ansätze, die kurdische Sprache und Literatur zugänglich zu machen oder auf die ökonomische Benachteiligung der kurdischen Regionen aufmerksam zu machen. Aber auf diese Ansätze reagierte der Staat mit Repression, was zu der Gründung von illegalen kurdischen Organisationen führte. Teil dieser Repression waren drei Militärputsche (1960, 1971 und 1980). Ausführlich wird die Situation nach dem Militärputsch 1980 dargestellt, was sich auch dadurch erklärt, dass Kesin die Perspektive der EU übernimmt: „Spätestens bei der Überprüfung (...) [des] 1987 gestellten türkischen Antrag[s] auf Vollmitgliedschaft war die EG gezwungen, sich mit der Kurdenfrage (...) ausführlich zu befassen.“ (S. 90)

Nach der Darstellung der „Kurdenpolitik“ des türkischen Staates entwirft Kesin Vorschläge für eine „Kurdenpolitik“ der Europäischen Union. Die EU solle die Kurden als Nation anerkennen, womit auch die „Akzeptanz des Rechtes der Kurden auf Selbstbestimmung, (...) [das in] einem eigenen Staat (Sezession) oder aber in der Gestalt einer föderalen Ordnung ausgeübt werden“ (S. 245) könne, einhergehe. Dadurch, dass für die Türkei der EU-Beitritt so wichtig sei, verfüge die EU über genügend Machtmittel, grundlegende politische Veränderung zu bewirken. Diese Veränderungen beinhalten unter anderem die

„Aufgabe der auf türkischem Nationalismus basierenden Staatsideologie und die Änderung der Verfassung, Unterbinden des politischen Einflusses der Militärs, Aufnahme der Minderheitenrechte in nationales Recht, Umstrukturierung der öffentlichen Verwaltung und Einführung der dezentralen und lokalen Selbstverwaltung, regionale Wirtschaftsentwicklungsprogramme für kurdische Regionen“ (S. 211f).

Anschließend entwirft Kesin ausführlich die Umgestaltung der Türkei in einen föderalen Staat, der „auf die Prinzipien Dezentralisation, Symmetrie, Subsidiarität und Solidarität bauen soll“ (S. 281). Er stellt dabei fest, dass die „Forderung nach einem föderalen Staat als Lösung der Kurdenfrage und die Diskussion darüber [...] ausschließlich von den Kurden“ (S. 301) ausgeht.

Unklar bleibt jedoch, wie diese grundlegenden Veränderungen und die Einführung eines dezentralen föderalen Staates im Rahmen des EU-Beitrittsprozesses der Türkei bewirkt werden soll, wenn die offiziellen Verhandlungspartner diese Agenda so nicht teilen. Diese Frage stellt sich

2012 wesentlich drängender, da die Anziehungskraft der EU deutlich nachgelassen und der türkische Staat politisch und ökonomisch an Kraft gewonnen hat. Es ist absehbar, dass die Interessen der kurdischen Bevölkerung in den EU-Verhandlungen keine prominente Rolle spielen werden und höchstens als Taktiermasse für andere Verhandlungspunkte (zum Beispiel Zölle oder finanzielle Zuschüsse) genutzt werden.

Was bleibt? Die Publikation spiegelt die Perspektiven einiger kurdischer Akteure, die in der Hoffnung auf politische Veränderungen in der Türkei auf die EU gesetzt haben und hier wiederholt enttäuscht werden mussten – weil die Interessen der EU nicht mit ihren Interessen übereinstimmte. Diese Hoffnungen müssen inzwischen angesichts der EU-Krise (und dem Machtgewinn der Türkei) zunehmend aussichtslos erscheinen. Für die deutschsprachigen LeserInnen lässt sich Kesen insofern empfehlen, weil er die kurdischen Debatten zugänglich macht und die politischen Forderungen und Ansätze strukturiert. Bei zukünftigen Studien wäre eine kritische Reflexion dieser Strategien und der tatsächlichen Politiken der EU gegenüber der kurdischen Bevölkerung wünschenswert.

Zusätzlich verwendete Literatur

Bruinessen, Martin van (2003): Agha, Scheich und Staat. Politik und Gesellschaft Kurdistans: Berlin: edition Parabolis.

Nebi Kesen 2009:

Die Kurdenfrage im Kontext des Beitritts der Türkei zur Europäischen Union.

Nomos Verlag, Baden-Baden.

ISBN: 978-3-8329-4818-4.

343 Seiten. 59,00 Euro.

Zitathinweis: Ismail Küpeli: Vom Scheitern der Gleichung Europäisierung = Frieden. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1050>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Wenn jungen Menschen Hoffnungen genommen werden



Stefan Wellgraf

Hauptschüler

Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung

Das Buch verdeutlicht die gesellschaftliche Stigmatisierung von Hauptschüler_innen und ihren aktiven Umgang mit Diskriminierung.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Es ist paradox: Junge Menschen besuchen eine Schule, arbeiten – neoliberal ausgedrückt – an ihrer Qualifizierung, aber in der Gesellschaft und in der Schule selbst werden sie dafür stigmatisiert und es wird ihnen täglich Chancenlosigkeit prognostiziert. Die Rede ist von Hauptschüler_innen. Wie diejenigen, die einen anderen Schultyp besuchen, handelt es sich um Menschen mit ganz konkreten Hoffnungen und Erwartungen. Sie werden als Gruppe zusammengefasst; anstatt Wertschätzung und Anerkennung ihrer Fähigkeiten erfahren sie Verachtung, schon sobald sie sich als Hauptschüler_innen zu erkennen geben. Pädagogisch wird für sie auf problematische disziplinarische Konzepte zurückgegriffen, bei denen selbst geringe „Vergehen“ scharf geahndet werden sollen („konfrontative Pädagogik“, S. 246ff). Wie wird ein Mensch werden, der von klein auf mit solchen Stigmatisierungen konfrontiert ist?

Ich bitte um eine kleine Nachdenkpause – über *dich* selbst.

Stefan Wellgraf hat in seiner Studie „Hauptschüler – Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung“ den Umgang der Gesellschaft und auch der Lehrer_innen an den Hauptschulen mit Hauptschüler_innen aufgenommen und gleichzeitig – und als Fokus der Arbeit – qualitativ-soziologisch erhoben, wie Hauptschüler_innen die Stigmatisierungen erleben, mit ihnen umgehen und welche Hoffnungen sie an ihre Zukunft stellen. Und die formulierten Hoffnungen sind dabei keineswegs abgehoben, sondern beschreiben die Suche nach ein wenig Sicherheit und Anerkennung:

„Wenn Berliner Hauptschüler sich ihre Zukunft vorstellen, formulieren sie meist recht bescheidene Wünsche nach einer gesicherten Existenz. Ein sicherer Beruf, der hoffentlich Spaß macht, ein festes Einkommen, mit dem man sich kleine Annehmlichkeiten leisten kann, und eine eigene Familie, in der man sich gegenseitig liebt und viel Zeit miteinander verbringt – die Zukunftsträume vieler Hauptschüler klingen fast ‚spießig‘ oder ‚kleinbürgerlich‘, sie scheinen seltsam aus der Zeit gefallen und sind doch gleichzeitig die Ausdrucksformen von sozialen Situationen, in denen die Sicherung grundlegender ökonomischer und sozialer Existenzbedürfnisse infrage steht.“ (S. 107)

Diskriminierung durch Lehrpersonal

Solche bescheidenen Wünsche und Hoffnungen sind vor dem Hintergrund eines alltäglichen Erlebens von Verachtung zu erklären, wie Wellgraf exemplarisch für Berliner Hauptschüler_innen beschreibt, die er mehr als ein Jahr begleitet hat. Zu diesen alltäglichen Erlebnissen von

Verachtung gehören diejenigen, die durch die Lehrer_innen an diesem Schultyp getätigt werden. Von oft wiederholten beiläufigen Hinweisen, dass die Schüler_innen ohnehin keine Chancen hätten, bis hin zu einer „Bewerbungsunterstützung“, in der der betreuende Sozialpädagoge auch noch den letzten keimenden Funken Hoffnung auf einen Ausbildungsplatz raubt, reicht die Verachtung, die die Schüler_innen in der Schule erleben müssen. Sie kann aber auch in offener vulgärer Beschimpfung gipfeln, wie als Beispiel Frau Schnur zeigt, sie ist eine der Lehrerinnen: „Der deutsche Staat (...) ist nur eklig, weil er Leuten, die nicht arbeiten wollen, Geld in den Hintern steckt. Aber bald könnt ihr nur noch zu Hause sitzen und schlafen.“ (S. 290) An anderer Stelle reagierte die gleiche Lehrerin in einer Schulstunde auf die Erfahrungen eines Schülers:

„Mehmet: Ich habe heute Morgen wegen Praktikum angerufen und sie haben erzählt, es gibt Praktikumsplätze, aber als sie bemerkt haben, ich bin Ausländer, haben sie gesagt, die sind schon vergeben. Das war nur, weil ich Ausländer bin.“ (...) Frau Schnur: „So etwas gibt es sicher, aber auch wegen der schlechten Erfahrungen der Betriebe. Sogar manche ausländische Betriebe stellen deswegen keine Ausländer mehr ein. Wenn ihr euch nicht benehmt, müsst ihr eben von Hartz IV leben.“ (S. 94)

Ein Schüler beendet diese Situation, in dem er ein Lied auf Hartz IV anstimmt.

Wieder sei die Frage aufgeworfen, was machen solche Anfeindungen mit Menschen? In dieser Situation wurde von einem Schüler das Erleben von rassistischer Diskriminierung geschildert. Anstatt dass die – möglicherweise gelernte – Pädagogin versucht, diesen Schüler zu stützen und Perspektiven zu eröffnen, beschreibt sie sogar das Verhalten des Betriebes als berechtigt und macht deutlich, dass der Schüler – repräsentativ für Hauptschüler_innen mit Migrationshintergrund – diese Benachteiligung vermeintlich zu recht erfahre. Und sie beschließt ihr Statement mit einem Hinweis auf Hartz IV, dass an der Schule sowohl unter den Lehrer_innen als auch unter den Schüler_innen als angstmachende und äußerst abschreckende Perspektive erlebt wird, wie Wellgraf in seiner Studie pointiert herausarbeitet.

Durch diese kurzen Passagen wird bereits vielerlei deutlich: Es wurde mit Hartz IV offensichtlich das erreicht, worauf Befürworter_innen neoliberaler Prekarisierung abzielten: Es macht Angst. Gleichzeitig wird klar, wie sehr die Hoffnungen und Lebensperspektiven von Schüler_innen ökonomisch bestimmt sind. Eine Arbeit, die vielleicht sogar Spaß macht, die Hoffnung auf einen Ausbildungsplatz oder – wie bei Mehmet – zunächst auf ein oft unbezahltes Praktikum bilden den zentralen Ankerpunkt der Schüler_innen.

Hauptschulen als Negativbild

Wellgraf wirft auch einen Blick darauf, wie Hauptschulen medial repräsentiert werden. Und dabei werden, ähnlich wie bei den Berichten zur Rütli-Schule, Horrorszenarien gezeichnet. Aber auch hier ist ein Blick auf die Berichterstattung zur Rütli-Schule interessant. So zeigte sich im Nachgang der Berichterstattung – und lange nicht so prominent berichtet –, dass die erschreckenden Bilder eigens für die Journalist_innen inszeniert worden waren. So waren die Schüler dafür bezahlt wurden, dass sie für publikumswirksame Bilder Stühle aus dem Fenster warfen (S. 204). Bilder über Hauptschulen werden etabliert – und diese Etablierung hat Bedeutung und zeigt Wirkung.

So wie Hartz IV als Negativfolie für eine gelingende Existenz geschickt etabliert wurde und Menschen damit zur Annahme auch der miesesten Tätigkeiten zu geringsten Löhnen gezwungen werden, so funktioniert auch die Hauptschule als Negativbild. Wellgraf musste aus Interviews mit den Lehrkräften zu einer der Hauptschulen berichten, dass dort keine_r der Schüler_innen nach dem Schulabschluss einen Ausbildungsplatz erhielt. Die dort lernenden Kinder erscheinen damit schon als gesellschaftlich „verloren gegeben“. Hingegen funktioniert die Hauptschule als Negativfolie bei Schüler_innen anderer Schultypen – diesen kann immer eine als ausweglos etablierte Perspektive vorgeführt werden und sie werden sich bedroht fühlen (und das ist auch

beabsichtigt).

Aber auch die Schüler_innen an der Hauptschule müssen einen Umgang mit solchen Stigmatisierungen finden. Das kann einerseits auf ironische Weise geschehen: „Der Witz ermöglicht es Freud zufolge einerseits Lächerliches am Gegenüber preiszugeben und sich gleichzeitig vom psychischen Druck einer deprivilegierten Lage emotional ein Stück weit zu befreien.“ (S. 219) Wellgraf stellt ein hohes Bewusstsein der Schüler_innen für das Stigma „Hauptschule“ heraus. Auf ein sozialwissenschaftliches und psychologisches Fundament aufbauend erläutert er, dass jeder Mensch Anerkennung und Wertschätzung benötigt, um eine Identität und eine eigene Persönlichkeit aufbauen zu können. Wird diese Anerkennung im allgemeinen gesellschaftlichen Umgang durch Verachtung verhindert, so wird sie auf andere Weise, zum Beispiel in Gruppen Gleichgesinnter, hergestellt. In diesem Sinne sind auch „miteinander rumhängende“ junge Leute nicht als problematisch einzuschätzen, sondern kann genau dies eine Möglichkeit darstellen, Anerkennung und Wertschätzung untereinander zu erfahren und damit der gesellschaftlichen Verachtung zu begegnen (S. 21ff). Soziales Verhalten wie Unterstützung und Freundschaft können hier erlernt werden. In eine solche Richtung, einen positiven Selbstbezug zu gewinnen, können auch Spielereien mit gesellschaftlichen Klischees gehen. Damit kann eine Bestätigung einer Gruppen-Identität und damit auch eine positive Bewertung der eigenen Identität erreicht werden. Auch der Habitus – nach Pierre Bourdieu – gibt diese Positionierung wieder: Kleidung, Verhaltensweisen, geschlechtlicher Umgang, Gesten und Codes können zur Selbstidentifikation genutzt werden.

Perspektiven

Wie Menschen in einer Gesellschaft behandelt werden, ob sie Perspektiven haben oder solchen Stigmatisierungen unterliegen, dass sie keinerlei Aussicht auch nur auf minimale ökonomische Absicherung haben, prägt sie. Wellgraf zeigt in seiner reflektierten Studie für Hauptschüler_innen, wie diese jungen Menschen keine Perspektive erhalten und dass auch die Lehrenden an den untersuchten Schulen in vielen Fällen nicht in der Lage waren, einerseits Anerkennung und Unterstützung gegenüber den Schüler_innen zu formulieren, andererseits an die individuellen Stärken der einzelnen Schüler_innen anzuschließen. Und dabei sollte es vordringliches Ziel von Bildungseinrichtungen sein, Menschen einen Raum zur individuellen Entfaltung zu bieten, in der Wissensvermittlung auch an die Interessen der Lernenden anzuschließen und ein Miteinander, geprägt durch Wertschätzung und Anerkennung, erfahrbar zu machen.

Mittlerweile hat sich in Berlin die Situation geändert. Die Hauptschule wurde dort abgeschafft und es wird mehr Wert auf längeres gemeinsames Lernen von Kindern gelegt. Stigmatisierungen können damit zurücktreten. Gleichzeitig ermöglicht das längere gemeinsame Lernen eine größere Durchmischung gesellschaftlicher Schichten und damit verbundene Wertschätzung der Kinder untereinander. Damit könnte ein Problem angegangen werden, dass mit den PISA-Studien immer wieder beschrieben wurde: In der Bundesrepublik Deutschland ist die soziale Durchmischung besonders gering. Insbesondere arme Kinder und Kinder aus Familien mit „Migrationshintergrund“ werden durch Benachteiligung (unter anderem kostenpflichtige Schulmaterialien und Hausaufgabenbetreuungen) und nicht gewährte Unterstützung daran gehindert, weiterführende Schulen zu besuchen.

Stefan Wellgraf 2012:

Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung.

Transcript Verlag, Bielefeld.

ISBN: 978-3-8376-2053-5.

334 Seiten. 24,80 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Wenn jungen Menschen Hoffnungen genommen werden.
Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1051>. Abgerufen am:
02. 01. 2019 23:10.

Sprache des Neoliberalismus



BEIGEWUM (Hg.)

Imagine Economy

Neoliberale Metaphern im wirtschaftspolitischen Diskurs

Der Sammelband verfolgt neoliberale Metaphern und spürt die sich hinter den Sprachbildern verbergenden Implikationen auf.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Deutschland wurde zwar nicht Europameister, feiert aber seit Jahren *Exportweltmeisterschaften* oder zumindest den Vize-Titel, *Rettungsschirme* sollen aufgespannt und *Schuldenbremsen* eingerichtet werden. Allseits herrscht Angst vor *Steuerlawinen* und einem *Reformstau am Arbeitsmarkt* und Ablehnung von Menschen in der *sozialen Hängematte* mit *Vollkasko-Mentalität*. Was haben die genannten Begriffe und Sprachbilder miteinander zu tun? Sie sind allesamt gängige Metaphern, durch die bestimmtes Wissen vermittelt wird.

Sprache und Wirklichkeit

Wissen ist es, das für Menschen Angebote zur Deutung von Wirklichkeit bereit stellt. Getragen wird dieses zeitlich und örtlich abhängige Wissen über *Diskurse*, die zur Strukturierung von Machtverhältnissen in einer Gesellschaft beitragen. Mit Michel Foucault können Diskurse als Macht/Wissen-Komplexe verstanden werden, die nicht nur Abbild einer vorhandenen Wirklichkeit sind, sondern diese auch schaffen, indem sie Blickweisen auf die Welt strukturieren. Eine Möglichkeit dieser Strukturierung bilden Metaphern und Sprachbilder. In verschiedenen Weisen wurde sich in der Vergangenheit mit der Rolle der Sprache in Unterdrückungsverhältnissen befasst. Victor Klemperer befasste sich etwa in seiner „Lingua Tertii Imperii“ mit der Sprache im Nationalsozialismus. Relativ umfassend ist im deutschsprachigen Raum in jüngster Zeit auf den Zusammenhang von Sprache und Rassismus hingewiesen worden. So erschien letztes Jahr das Buch „Wie Rassismus aus Wörtern spricht: Kerben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk“, das von Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard herausgegeben wurde. Der Band zeigt auf, wie durch rassistische Begriffe Rassismus reproduziert wird und führt zugleich alternative Begriffe aufs Deutungsfeld.

Im Bereich der Wirtschaftspolitik beziehungsweise bei der Untersuchung vom Zusammenhang von Sprache und Neoliberalismus lassen sich die Publikationen an wenigen Händen abzählen. Ein gerade beim Löcker-Verlag erschienenenes Buch versucht diese Lücke zu füllen: Der vom *Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen* (BEIGEWUM) herausgegebene Sammelband „Imagine Economy“ nimmt in 13 kurzen Aufsätzen neoliberale Metaphern im wirtschaftspolitischen Diskurs in den Blick – und versucht durch mehr als ein Dutzend Abbildungen alternative Bildlichkeiten zu schaffen. Beat Weber stellt in der Einleitung die Bezugstheorien vor und betont die Macht von Metaphern. Metaphern vereinen Vernunft und Fantasie und würden somit – bewusst oder unbewusst für die Rezipient_innen – Ordnungssysteme transportieren. Metaphern seien daher nicht nur Abbild, sondern auch selbst mächtig, in dem sie Einzelnes näher beleuchten und Anderes eher ausblenden. „Sie verleihen Dingen eine neue Bedeutung und können die Wirklichkeit verändern, wenn Menschen im Sinne der von der Metapher verliehenen

Bedeutung handeln.“ (S. 12)

Die Aufsätze sind mehrheitlich von sehr guter Qualität und können durchaus als Einleitung in wirtschaftspolitische Fragen dienen. Etwa der Beitrag zu der Metapher von der „harten und der weichen Währung“. Elisabeth Springler stellt darin klar, dass ein hoher Wechselkurs nicht automatisch zu einer hohen Kaufkraft führt, etwa bei Volkswirtschaften mit geringem Außenhandelsanteil. Außerdem sei entgegen herrschender Deutungen Inflation keineswegs jederzeit verdammenswert: So würden die Umverteilungswirkungen zwischen Gläubigern und Schuldner_innen durch leichte Inflation übersehen. Insgesamt, so Springler, werde im wirtschaftspolitischen Diskurs der „harten Währung“ ein zu hoher Stellenwert eingeräumt.

Natürliches Kapital

Eine Stärke besteht darin, dass in den meisten Beiträgen nicht nur die hinter den Metaphern liegenden Aussagen offenbart werden, sondern zugleich die Funktionen der Metaphern deutlich herausgearbeitet werden und ihnen zugleich inhaltlich etwas entgegnet wird. Beispielsweise zeigt Katharina Muhr auf, wie bei dem Bild vom Kapital als „scheues Reh“ das Kapital als armes zu schützendes Wesen erscheint und somit Forderungen etwa an Unternehmen delegitimiert werden. Flankiert wird das Bild durch die gedeuteten Befürchtungen, Firmen könnten die angestammten Standorte verlassen, weshalb sie häufig nur geringe Beträge an Steuern zahlen müssen. Muhr zeigt, dass das Kapital gar nicht so scheu – und Reh nicht gleich Reh – ist. Man müsse unterscheiden zwischen verschiedenen Formen des Kapitals: Immobilien beispielsweise könnten schlecht von heute auf morgen flüchten, ähnliches gilt für Unternehmen. Der Aussicht auf geringere Steuern an einem anderen Standort stehen zahlreiche Faktoren gegenüber, die trotz höherer Steuern für Attraktivität des aktuellen Standort stehen.

Ähnlich wie beim Kapital als Reh wird auch in anderen Metaphern das soziale Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit direkt oder indirekt naturalisiert. Es verbirgt sich etwa hinter dem Begriff vom Rettungsschirm abermals ein naturalisierendes Bild, wie Anita Roitner in ihrem Beitrag meint. Die Finanzkrise, vor der Staaten und Banken geschützt werden müssen, wird mit einem Unwetter verglichen, das bekanntlich in erster Linie nicht menschengemacht sei. Körperlich wird's beim Begriff vom „schlanken Staat“, der die Forderung nach „mehr Markt und weniger Staat“ impliziert. „Der“ Staat wird als „zu dick“ wahrgenommen. Oliver Prausmüller kritisiert dieses Bild aus dreierlei Hinsicht. Erstens laufen Natur-Analogien Gefahr, notwendige politische Auseinandersetzungen auszublenden und zugleich das Idealbild von Menschenkörpern als schlank und fit zu stützen. Zweitens werden verteilungspolitische Fragen durch die Metapher ausgeblendet. Kosten für die Bevölkerung steigen parallel zur Verschlanung des Staates, das heißt zum geringeren Aufwand auf der Ausgabenseite des Staates, was insbesondere aus geschlechterkritischer Perspektive problematisch ist. Durch die Verschiebung von bezahlter Arbeit hin zu privater, informeller Arbeit, die zumeist Frauen leisten, sind es vor allem Männer, die von einem schlanken Staat profitieren. Drittens führen Liberalisierungen und Privatisierungen keineswegs automatisch zu Bürokratieabbau, vielmehr ist anstatt von einem Abbau des Sozialstaates von einem Umbau zu sprechen. Insgesamt trägt die Rede vom schlanken Staat laut Prausmüller bei „zur Vertuschung gesellschaftlicher Machtverschiebungen und zur Verschärfung gesellschaftlicher Ungleichheiten bei“ (S. 104).

Leistungsträger und Exportweltmeisterschaften

Ähnliche Verzerrungen prägen den Begriff der „Leistungsträger“, dem sich Armin Puller zuwendet. Der Begriff beinhaltet die Vorstellungen, Leistungsträger seien Motor der Gesellschaft und es gebe eine Gruppe, die den „Leistungsträgern“ gegenüber stehe: die Unproduktiven. Puller weist auf die die Arbeiten des Philosophen Peter Sloterdijk hin, der im Sommer 2009 durch einen Aufsatz in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ) eine Debatte auslöste. Diese Debatte kann als feuilletonistischer Vorläufer der späteren „Sarrazindebatte“ gedeutet werden. Sloterdijk sorgt sich

kurz gesagt um die Leistungsträger, die heute die wahren Ausgebeuteten seien, weil sie so viele Steuern zahlen müssten. Sloterdijks Leistungsträgerschrumpfungängste ignoriere aber die Struktur der Steuereinnahmen. Diejenigen, die keine Einkommenssteuer zahlen, würden ein hohes Maß an indirekten Steuern zahlen und außerdem sei die Abgabenlast auf diejenigen mit vergleichsweise geringem und mittlerem Einkommen ungleich höher, dagegen stehe eine niedrige Belastung von Vermögen und Erbschaften. In aller Deutlichkeit stellt Puller die Verbindungen zwischen Sloterdijk und Sarrazin dar:

„Sloterdijk und Sarrazin ist gemein, dass sie in der Diktion revolutionärer Umwälzung von Werten wie Gleichheit und Freiheit Gebrauch machen, ohne dabei ihr Lob sozialer Ungleichheit zu verbergen. Das Projekt, das sie verfolgen, ist die Gleichheit des Bürgertums in Abgrenzung nach unten und die Freiheit, ohne Beschränkungen und ohne schlechtes Gewissen die nichtbürgerlichen „Unterschichten“ (inkl. MigrantInnen) auszuschließen und deren (zumeist nicht selbst gewählte) Lebensweisen diffamieren zu können.“ (S. 74)

Eine ähnliche Funktion weist der Begriff „Exportweltmeister“ auf, der von Hans Asenbaum untersucht wird. Gemäß dem Trugschluss „Geht’s der Wirtschaft gut, geht’s uns allen gut“ wird die Vorstellung gestärkt, Exporte kämen dem Allgemeinwohl zugute. Das ist mitnichten der Fall: Die Exportweltmeisterschaft geht auf Kosten von Millionen Arbeiter_innen, die im Niedriglohnsektor beschäftigt sind und somit erst die günstigen Preise für die Exporte ermöglichen. „Die wirkmächtige Metapher vom ‚Exportweltmeister‘ dient also im Wesentlichen dazu, Politik im Interesse einer Minderheit als gemeinwohlorientiert und damit als für die Mehrheit erstrebenswert erscheinen zu lassen.“ (S. 33) In dem ebenfalls zu empfehlenden Beitrag von Philipp Poyntner und Daniel Siegrist zur Metapher vom „Reformstau am Arbeitsmarkt“ werden Zahlen zur Arbeitsmarktliberalisierung in Deutschland präsentiert, die aufzeigen, auf was sich die gefeierten Exportweltmeisterschaften Deutschlands gründen. Die Reformen führten in erster Linie zu einer Prekarisierung des Arbeitsmarktes. Zwischen 1997 und 2007 sind die Normalarbeitsverhältnisse um 1,5 Millionen gesunken, während im gleichen Zeitraum atypische Beschäftigungsformen um 2,6 Millionen gestiegen sind – atypische Beschäftigungsformen beinhalten vor allem den Teilzeitbereich, die Leih- und Zeitarbeit sowie befristete und geringfügige Beschäftigungen. Auch sanken die Löhne im Vergleich zum Wirtschafts- und Produktivitätswachstum zwischen 2000 und 2010 deutlich. Fazit der Autor_innen zu den Arbeitsmarktliberalisierungen: „Die Liberalisierung war also ‚erfolgreich‘ beim Drücken der Löhne. Eine Erhöhung der Beschäftigungsmöglichkeiten erzielte sie nicht.“ (S. 84) Nicht nur in Deutschland sind die Menschen von der bundesdeutschen Politik negativ betroffen. Durch die Lohndrückerpolitik wurden andere Volkswirtschaften massiv unter Druck gesetzt. Die Ergebnisse können gegenwärtig unter anderem in Griechenland und Spanien beobachtet werden.

Leerstellen

Die meisten der Beiträge sind von bemerkenswerter Qualität. Zu schwach belichtet sind allerdings die Metaphern, die die am meisten vom neoliberalen Umbau betroffenen Menschen adressieren; Begriffe, wie der der „Unterschicht“ oder des „Unterschichtenfernsehens“. Lediglich zwei Beiträge gehen auf solche Begriffe näher ein, zählen aber leider zu den schwächeren Texten des Bandes. So verharrt Katharina Meichenitsch in ihrem Beitrag zum Begriff der „sozialen Hängematte“ auf einer oberflächlichen Ebene, da sie nicht auf die Funktion der Metapher eingeht. Zuweilen reproduziert sie hegemoniale Sichtweisen, wenn sie etwa meint: „Eine Gesellschaft zeigt ihr Antlitz im Umgang mit ihren schwächsten Mitgliedern: Menschen mit Behinderungen, Menschen, die in Armut leben, Spielsüchtigen, Menschen mit Migrationshintergrund.“ (S. 120) Wünschenswert wäre es gewesen, die Autorin hätte verdeutlicht, dass diese und andere bezeichneten Gruppen zu Schwachen *gemacht* werden und nicht die Deutung weiterträgt, dass sie schwach *sind*. Auch der Beitrag von Alban Knecht und Michaela Neumayr zum Begriff der „Vollkasko-Mentalität“ vermag nicht zu überzeugen, da sich eher in umständlicher Weise mit der Klärung der Begriffe „Vollkasko“ und „Mentalität“ gewidmet wird, anstatt den inhaltlichen und funktionalen Gehalt zu schärfen. Zu

kritisieren ist außerdem, dass nur selten Verknüpfungen zu Unterdrückungsformen hergestellt werden. Dabei sind auch andere Unterdrückungsformen mitzudenken, denn zum Beispiel Rassismus und Sexismus arbeiten als soziale Verhältnisse auch fleißig bei der Aufrechterhaltung bestehender Ressourcenverteilung mit. Und noch ein Satz zu den bildlichen Darstellungen im Buch: Während es den Aufsätzen insgesamt gelingt, herrschenden Metaphern zu widersprechen, ist die Sprache der Bilder eine, die – zumindest mir – nicht zugänglich ist: Ich verstehe die Karikaturen und Grafiken schlicht nicht.

Die angeführten Kritikpunkte sollen das Verdienst von „Imagine Economy“ jedoch nicht schmälern. Das Buch dekonstruiert im besten Sinne des Wortes die gegenwärtige wirtschaftspolitische Sprache und bleibt dabei nicht auf eine bloße sprachliche Ebene beschränkt, sondern zeigt im selben Atemzug die politischen Funktionen auf. Die Beiträge können dazu dienen, das weitestgehende Schweigen von Teilen der Linken in wirtschaftspolitischen Fragen zu durchbrechen.

BEIGEWUM (Hg.) 2012:

Imagine Economy. Neoliberale Metaphern im wirtschaftspolitischen Diskurs.

Löcker Verlag, Wien.

ISBN: 978-3-85409-614-6.

180 Seiten. 14,80 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Sprache des Neoliberalismus. Erschienen in: Sommerausgabe. 20/ 2012. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1052>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 23:10.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.